

Gedächtnisbuch
deutscher Fürsten und Fürstinnen
reformierten Bekenntnisses

In Verbindung mit

Dr. A. Zahn in Stuttgart, Konsistorialrat **Dr. Ehlers** in Frankfurt a. M.,
Pfarrer **Becker** zu Dachtel in Württemberg, Pastor **Dreves** zu Hohenhausen in
Lippe und Pastor **Richter** zu Pansfelde in der Provinz Sachsen

herausgegeben

von

Fr. W. Cuno,

Pastor zu Spanbeck in Hannover.

Erste Lieferung.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Die Anhalter¹

A. Die Fürsten von Anhalt-Dessau

1. Johann Georg I.6
2. Johann Casimir. Johann Georg II.9

B. Die Fürsten von Bernburg

1. Christian I.12
2. Christian II.15
3. Victor Amadeus und Rudolf17

C. Die Fürsten von Anhalt-Köthen

1. August18
2. Ludwig von Köthen19

Die Baden-Durlacher²

1. Ernst Friedrich, Markgraf22

Die Bentheimer³

1. Arnold II. Graf zu Bentheim-Steinfurt-Tecklenburg-Rheda24
2. Arnold Jobst, Graf zu Bentheim26
3. Die Gräfin Gertrud von Bentheim27

Die Brandenburger⁴

1. Johann Sigismund31
2. Georg Wilhelm34
3. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst35
4. Friedrich I.41
5. Friedrich Wilhelm I.42
6. Friedrich II., Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV., Wilhelm I.46

Die Grafen von Daun-Falkenstein⁵

1. Wirich V. von Daun-Falkenstein47
2. Adolf von Daun-Falkenstein48
3. Wilhelm Wirich von Daun-Falkenstein48

Die Gottorper⁶

1. Johann Adolf, Herzog von Gottorp50

1 Von Dr. th. A. Zahn
2 Von dem Herausgeber
3 Von dem Herausgeber
4 Von Dr. th. A. Zahn
5 Von dem Herausgeber
6 Von Dr. th. A. Zahn

Die Hanau-Münzenberger⁷

1. Philipp Ludwig II., Graf zu Hanau-Münzenberg	52
2. Katharina-Belgica	54
3. Philipp Moritz	55
4. Sibylla Christina	56
5. Johann Ernst	57

7 Von dem Herausgeber

Vorwort

Wollten wir neueren Äußerungen derer glauben, die für Deutschland über die Bedeutung des reformierten Bekenntnisses urteilen wollen, so wäre dasselbe niemals in ihm lebendig gewesen. Es sei nur eine ausländische Pflanze, die künstlich auf unseren Boden versetzt hier nie Wurzel geschlagen habe und bald verdorret sei.

Sie kennen nicht die Geschichte, die so sprechen.

Die Reihe denkwürdiger Fürsten, die in diesem Buche vor den Leser hintritt, wird ihm zur heilsamen Erinnerung bringen, was einst die reformierten Fürsten und Fürstinnen für Deutschland getan haben, ja wie die ganze jetzige Entwicklung, insofern sie auf Brandenburgs Einflüsse zurückzuführen ist, auf reformierter Wurzel ruht.

Es ist mit die *Auswahl* deutscher Fürsten, die einst die reformierte Fahne hochgehalten haben und inmitten eines Volkes, das nur halb die Reformation angenommen, wenigstens wie sie die Heiligung des Wandels verlangte, für die Erweisung des Glaubens in seiner Kraft eingetreten sind und unter großen und schweren Zeitaufgaben das Evangelium zu retten versuchten, indem sie Rom aufs ernsteste bekämpften, überall das Gemeinsame des Protestantismus im Auge hatten und Verbindungen mit allen befreundeten Mächten knüpften: große, ernste, hochbegabte Männer, die namentlich das siebzehnte Jahrhundert in überraschender Anzahl besaß.

Da in Deutschland die Kenntnis der reformierten Kirche selbst bei Gelehrten so sehr abnimmt und überall Gleichgültigkeit das Volk niederdrückt und in die Arme Roms und der weltlichsten Gesinnung treibt, so sei dieses Buch ein Zeugnis, daß viele Hohe der Welt es einst für wert gehalten haben, für die unbedingte Autorität der Heil. Schrift, für die alleinige Gerechtigkeit des Glaubens, für die Notwendigkeit der wahren Heiligung, für die Bewahrung von Kirche und Staat in den Geboten Gottes, für den aufrichtigen Haß Roms, für die hohe Aufgabe aller Protestanten, für die ganze in der Reformation beruhende Zukunft Deutschlands einzutreten.

Vielleicht erregt unser Buch ein wenig die Teilnahme Deutschlands. Es wird in drei, höchstens vier Lieferungen erscheinen, welche in alphabetischer Reihenfolge der fürstlichen Häuser uns die edelsten Persönlichkeiten derselben vorführen werden.

Der Herausgeber.

Die Anhalter

A. Die Fürsten von Anhalt-Dessau

1. Johann Georg I.

1567–1618

Johann Georg, von seiner Mutter Gräfin Agnes von Barby, der Gemahlin des Fürsten Joachim Ernst, mit viel Gebet erlebt, da in 26 Jahren kein Prinz in Anhalt geboren war, kam am 9. Mai 1567 zur Welt. Er ließ von Kindheit an einen starken Zug zur Theologie merken. Hörte er von dem Fürsten Georg, seinem Vorfahren, wie derselbe gepredigt habe, dann äußerte er, er wolle auch ein Prediger werden. Den Katechismus Luthers prägte er sich bald deutsch und lateinisch ein, nahm das Examen Melanchthons dazu, las auch die heilige Schrift so fleißig, daß er ihrer ganz mächtig ward und machte in seiner Handbibel eigentümlich feine Bemerkungen zu verschiedenen Sprüchen. In späteren Jahren, wenn er nicht schlafen konnte, versuchte er wohl, ob er auf jeden Buchstaben im A-B-C Bibelsprüche finden könnte und schrieb dann am Morgen seine nächtliche Arbeit nieder. Die damalige Zeit liebte solche formelle Spielereien auch in geistlichen Dingen, wie sich denn Georg nicht wenig freute, als er die Zahl des Jahres, in welchem er zu sterben glaubte und auch wirklich starb, in den Worten fand: „zu Christo ist mein Vertrauen“. Wir haben mehrere große Bogen gesehen, die er voll Bibelworte geschrieben.

Mit seinen Kindern betete und sang er und ermahnte sie ernstlich zur Gottesfurcht und zum Fleiß. Als ihm sein ältester Prinz an den Blattern starb und damals noch sieben andere Kinder krank darniederlagen, und man bei einigen an der Genesung zweifelte, gedachte er an Hiob: diesem gleiche er, eine traurige Zeitung käme nach der andern, doch er wolle auch mit ihm sprechen: „Wenn mich der Herr gleich töten wird, will ich doch auf ihn hoffen.“ Er selbst war viel krank und entging mancher Todesgefahr.

Von seinen Untertanen wurde er sehr geliebt, sie hätten gern ihr Herz mit ihm geteilt. Empfing er doch jeden, der zu ihm nahte, mit freundlicher Güte und erteilte selbst unter freiem Himmel Audienzen. Seine Söhne ermahnte er: sie möchten keinem armen Bittenden den Zutritt verweigern, sondern jedermann geduldig anhören, denn dazu habe sie Gott in den Regentenstand gesetzt: *zu hören und zu helfen*.

Mit welchem Nachdruck er für die Rechte seiner Untertanen eintrat, zeigt die Geschichte des Mordanfalles auf Christian II. von Sachsen, welcher durch die Angabe des Mörders von dem anhaltischen Kanzler Biedermann und einem anhaltischen Oberstlieutenant von Dunau veranlaßt sein sollte, die ihn mit Geld dazu erkaufte hätten. Vergeblich forderte der Kurfürst ihre Auslieferung, die ihre Unschuld behauptenden Männer schützte mit kräftigem Mut Johann Georg.

Er hielt sonst gerne mit jedermann Frieden und zänkische Personen entfernte er aus seiner Nähe. Sehr lieblich und freundlich war sein Einvernehmen mit seinen Brüdern und ihr gegenseitiger Erbverteilungskontrakt zeigt eine bewundernswürdige Einigkeit und die zarteste Liebe. Der eine, August, resignierte auf eine besondere Herrschaft und machte dadurch die Verteilung des Landes möglich. Nach ganz verschwiegenen Vorberatungen geschah die Entscheidung selbst im Laufe einer Stunde. Es heißt in dem Verträge, daß sie, obwohl sie bis jetzt sich „ungesondert, Gottlob, freundlich, wohl und verträglich gehalten, sie doch dem allerhöchsten Gott zu Lob und Ehre und zur Fortpflanzung der allein seligmachenden Wahrheit und zur Erhaltung standhafter brüderlicher Einigkeit, Liebe und Treue und alles freundlichen Willens, auch zum Gedächtnis ihres vielgeliebten Vaters

also sich geeinigt hätten.“ Die Gesamtvertretung des Landes kam an den Ältesten. Der ganze Kontrakt ist von der wohlthuenden Bruderliebe durchzogen. „Und wenn in diesem Vertrage nicht alles sogar aufs äußerste und genaueste von uns scrupulieret, so soll nach hergebrachter brüderlicher Liebe und Treue ein jedes Teil dem anders das Seinige von Herzen gönnen und von dem getreuen Gott, dem Vater alles Guten, gedeihliche und alle glückliche Wohlfahrt erwarten und einander treulich wünschen. Es soll die brüderliche Liebe, Treue und Einigkeit unter uns stete, fest, ganz und unverrückt mit Verleihung göttlicher Hülfe bleiben, und durch den Vertrag mitnichten scheiden und getrennet sein, sondern vielmehr von Tage zu Tage sich einander verbinden und verknüpfen. Alles getreulich sonder Arglist und Gefährde.“

In einem nachfolgenden Vertrage über das Stift Gernrode heißt es: „daß man sich durch das Band des höchsten heiligen Geistes nicht sogar brüderlich zusammengehalten und accordieret, daß allerlei Unruhe, Uneinigkeit und Ungemach nicht bereits entstanden wäre, so wollte man jetzt in ein heilsames und christliches Werk alle *semina discordiae* für die Nachwelt ausrotten und wegräumen.“

Johann Georg erhielt öfter fürstliche Besuche und sein Rat war geachtet. Der gleichgesinnte Sigismund von Brandenburg bat ihn zu sich und besuchte ihn persönlich und er war nicht ohne Einfluß auf den Übertritt desselben zur reformierten Kirche. Der von Anhalt geliehene *Füssel*, der spätere Hofprediger Sigismunds, war ja der Berater desselben, wie er denn auch, von dem die Berliner sagten, daß sie nicht gedacht hätten, daß die Calvinisten so nette Leute wären, ausführlich an Georg über das Reformationswerk berichtete.

Bei einer frohen Zusammenkunft mit seinem Namensgenossen Johann Georg I. von Sachsen tauschte einst der Anhalter mit diesem beim zärtlichen Abschiede die Hüte und nahm den eingetauschten Hut noch ins Grab mit.

In seinen Mußstunden lebte er der fleißigsten Lektüre, ein gutes Buch entging ihm nicht, seine Bibliothek wuchs bis auf 3000 Bände.

Geachtet war er auch im Auslande und, an ihn wandten sich die Bittschreiben Elisabeths und Heinrichs IV. für die gemeinsame evangelische Sache etwas zu tun. Nicht nur Versprechungen konnte er geben, sondern der Heereszug seines Bruders Christian I. nach Frankreich war ein Tatbeweis der Hingebung seines Hauses für die Protestanten Frankreichs.

Im Beginn seines Todesjahres schrieb er durch leibliche Schwäche bewogen und voll Ahnungen die Worte nieder:

In terris quaecunque placet, sunt omnia nugae,
In coelo sunt vera Bona et durantia semper.
Terrenis igitur terrena linquito partis
Laetemur coelis, placeant coelestia nobis.

Vier Tage vor seiner Krankheit lud er noch den älteren Diakonus in Dessau zu seiner Tafel, welche man unter den blühenden Bäumen des fürstlichen Gartens aufgeschlagen hatte. Da führte er ihn zu den schönsten Blumen des Gartens, machte ihn auf ihre Reize aufmerksam und sagte: „Wie es mit diesen Blümlein beschaffen, die Ihr teils vor vierzehn Tagen so schön blühen gesehen, jetzt aber verwelket sind, teils auch noch stehen sehet, und doch auch bald verwelken werden, also gehet es auch mit uns Menschen und auch mir selber, darum ich mich oft gerne im Garten finden lasse.“ Der Prediger erwiderte ihm: „Es verhält sich also: Alles Fleisch ist Heu,“ setzte jedoch hinzu, „die fürstlichen Untertanen hoffeten dennoch und wollten auch fleißig beten, daß ihnen Gott einen alten Fürsten von Anhalt an ihm gönnen und leben lassen würde.“ Johann Georg aber blieb dabei: „Ihr werdet es anders erfahren.“

In seiner Krankheit sagte er einst: „Er hätte schon befohlen und befehle noch täglich seine Seele dem getreuen Schöpfer und Erlöser, den Leib aber den Medicis als von Gott verordnet und wolle denselben auch gewissenshalber gerne folgen. Sonstens aber bemühte man sich in diesem Falle auf allen Seiten umsonst, denn es wäre gewißlich sein Ziel und Zeit die Welt zu segnen vorhanden.“ Seine Gemahlin ermahnte er zur Herzhaftigkeit, dieweil es doch nicht anders sein könnte und fürstliche Personen so wenig vor dem zeitlichen Tode als andere Menschen gesichert wären. Gerne sah er die Prediger in seiner Nähe und sagte zu dem einen: „Es wäre recht, daß er käme, denn gute Freunde verließen sich auch im Tode nicht.“ Am 14. Mai 1618 seinem Taufage, dem damaligen Himmelfahrtstage, starb er, nachdem er noch gesprochen: „Hinauf und nur fort, und hinauf.“

Unter Johann Georg ist mit Hilfe des bedeutenden Theologen Wolfgang *Amling* die Einführung des reformierten Bekenntnisses in Anhalt geschehen, zunächst durch die am 2. März 1597 veröffentlichten *Verbesserungspunkte*, welche die Entfernung der Altäre, der Hostien, der Lichter, der priesterlichen Ornate, der Bilder fordern und einen Katechismus mit der richtigen Einteilung der Gebote bringen. Gegen die Proteste der Landstände ist diese Reformation behauptet worden. Im Lande gingen die Wellen der Aufregung hoch. Die Wittenberger Fakultät hat sich gegen Amling und die Amberger Theologen der Sache angenommen. Amling bewahrte in diesem Kampfe das Testament Melanchthons, geht aber in seiner ganzen durch und durch calvinischen Theologie weit über den deutschen Lehrer hinaus.

Im Jahre 1599 erschien eine nur handschriftlich abgefaßte Kirchenordnung, die auch in ihrem Katechismus allen den Lehrströmungen Rechnung tragen wollte, von denen Anhalt beeinflußt war. Auch der Heidelberger Katechismus hat dazu beigetragen. Die Calvinisten nannten das Werk ein zusammengeflicktes Ding. Erst später wurde dasselbe durch die pfälzische Kirchenordnung und den Heidelberger Katechismus verdrängt. Letzterer ist das Symbol der reformierten Kirche Anhalts.

Von den Kindern Johann Georgs I. ist der hoffnungsvolle tapfere Joachim Ernst II. in der Blüte seiner Jahre gestorben mit der Versicherung gegen seine Prediger, daß er gewiß sei, daß ohne Gottes des Allmächtigen Willen kein Haar auf seinem Haupte, kein Sperling vom Dache und kein Apfel vom Baume fallen könne, wie viel weniger würde ihm in dieser wichtigen und sein ewiges Heil und Seligkeit betreffenden Sache, ohne Gottes des Allmächtigen gnädigen Willen, dem er den seinigen stets unterworfen habe und nochmals untergebe, etwas Gefährliches widerfahren können. Seinen Eltern dankte er in ehrerbietigen Worten für ihre Erziehung und er wolle auch als ihr demütigster und gehorsamster Sohn sterben.

Sein Bruder aus zweiter Ehe, Prinz Friedrich Moritz, war ein Kind frühester Entwicklung, vor den Alten gewandte Reden haltend, mit männlichem Mute in Krankheit und Tod starb er in seinem elften Jahre an dem Tage, als sein Vetter die Festung Jülich einnahm.

Ein schönes Verhältnis der Ehrerbietung und Liebe muß in dem Hause Johann Georgs zwischen Kindern und Eltern gewaltet haben, obwohl es etwas alt-chronikartig klingt, wenn uns von der Tochter Sophia Elisabeth erzählt wird, sie habe als ein unmündiges Kind, ohne deutlich reden zu können, mit einem Male zur Tröstung des um der Religionswirren betrübten Vaters die Worte von sich hören lassen: „Mein Herr Vater, Gott schaffet denen Gericht und Recht, die Unrecht leiden.“ Sie wuchs zur Gemahlin des Herzogs Rudolf von Liegnitz-Brieg heran und hat ihre Zufriedenheit mit Gottes Wort, sei es auch bei Wasser und Brot, dadurch bewiesen, daß sie den ihr aufgehäuften Weizen der Armut austeilen ließ, denn so äußerte sie: „Steiget der Weizen am Kauf, so steigt er nicht mir, sondern der Armut.“ – Jung ist auch sie gestorben, doch im Namen Jesu Christi, mit Schmerz über den traurigen Zustand ihres Landes, in dem Schwelgerei und Geiz und Verachtung des göttlichen Wortes herrschten.

Auch von den andern Kindern Johann Georgs wird Wohltuendes berichtet. Die Töchter waren die gesuchten Gemahlinnen reformierter Fürsten, die sich enge unter einander verbanden; nach Hessen, Bentheim, Liegnitz-Brieg ziehen die anhaltischen Prinzessinnen.

Als ein gewiß teures Besitzstück der ersten Gemahlin von Johann Georg finden wir in dem herzoglichen Hausarchiv „die einfältige christliche Erklärung der Artikel unseres uralten christlichen Glaubens, allein aus dem Worte Gottes genommen, für dich mein einiges Kind und allerbeste Tochter Fräul. Dorothea, Pfalzgrävin“, welche Johann Casimir von der Pfalz ihr mitgab. „Bist auch Du eine Sünderin?“ heißt es darin. „Ich bin leider eine arme Sünderin wie alle andere Menschen.“

Quellen:

Das gute Recht des reformierten Bekenntnisses in Anhalt von A. Zahn, Elberfeld 1866.

Allihn, die reform. Kirche in Anhalt. Köthen 1874.

2. Johann Casimir. Johann Georg II.

1596–1693

Auf Johann Georg I. folgt Johann Casimir (7. Dezember 1796 geboren), von seinem Bruder Aribert zu langwierigen Vergleichen gedrängt und dadurch viel belästigt, war er sonst mit großer Lust ein eifriger Jäger, der fast tödlich von einem wilden Schweine verwundet wird. Seinem Leben im Walde entsprechend, einfach und sparsam, mit offenem Worte und Herzen jedem unter die Augen tretend. In seiner Gemahlin Agnes, Tochter Moritz von Hessen, besaß er eine namentlich in fremden Sprachen gebildete Frau, die nie eine Wochen- und Sonntagspredigt auch nicht bei kalten Wintertagen versäumte, sondern gerne mit dem Haufen zu dem Hause Gottes wallte. Sich selbst, ihre Kinder und Hausgenossen trieb sie zum fleißigen Lesen der Schrift an, über der man sie oft noch spät bei der Nacht fand. Ihren Gemahl tröstete und stärkte sie mit dem Vertrauen auf Gottes Gnade in den grauenvollen Stürmen, die der Krieg über das Land brachte: ein männlicher Geist, der in reichem Briefverkehr mit vielen hohen Personen sich übte.

Johann Georg II. (7. November 1627 geboren), der nun folgende Regent, war ein Fürst ritterlicher Tugenden, wie viele seines Geschlechtes, „dem die Begierde nach Ruhm zu streben angeboren war“ und der selbst seinen Feinden um seiner freimütigen Sprache und tapferen Wesens willen gefiel, so daß ihn der König von Polen, Johann Casimir, dem er sich als schwedischer Oberst ergeben mußte, mit einem auserwählten tartarischen Pferde beschenkte und ihn von allem Unglück von Seiten der Seinigen lossprach. Später sehen wir ihn bei einer Unterstützung des siebenbürgischen Fürsten Ragozi gegen Polen mit gezogenem Schwerte gegen einen tollen Schwarm seiner Leute angehen, welche mehrere adelige Frauen und Jungfrauen, die sich aus Angst in die Weichsel geflüchtet haben, niederhauen wollen. Als sie nun sahen, wie er für sie eintrat, kamen die Armen aus dem Wasser, schlossen sich ihm an und umarmten ihn wiederholentlich zu seinem und zu seiner Offiziere Ergötzen. Mit vielen Tränen trennte sich Ragozi von Johann Georg, den er so gerne bei sich behalten hätte.

Inzwischen war das leuchtende brandenburgische Gestirn am politischen Himmel aufgegangen und zog gleichdenkende Fürsten in seine Bahn: Der große Kurfürst versprach an Johann Georg II. die Statthalterschaft der Mark Brandenburg und eine Prinzessin von Oranien. Der Schwedenkönig meinte, er könne Johann Georg alles geben, was der Brandenburger, nur jene Prinzessin nicht; Johann Georg aber sprach sich dahin aus, daß er an beiden Potentaten gnädigste Herren, für allen Dingen aber einen gnädigen Gott hätte, der dann alles nach seinem gnädigen Willen und Wohlgefallen schicken und geschehen lassen könnte. Sein Weg ist von nun an mit dem des Kurfürsten verbunden,

der ihm seine Versprechungen erfüllte. In seinen Diensten hat er Alsen genommen und Sonderburg gestürmt, Gesandtschaften ausgerichtet, den Kurfürsten durch seine beweglichen Darstellungen wie das Land von den schwedischen Truppendurchzügen litte, zur glorreichen Schlacht bei Fehrbellin gereizt. Vor seinem eiligen Ausbruch in die verwüstete Heimat, welchen der vorsichtige Kurfürst auch Johann Georg verschwieg, schrieb er an diesen jene schönen Worte: „Ich getraue meiner gerechten Sache, Gott hat mich so oft gnädig aus mancher Gefahr, worinnen ich gestanden, wunderbarlich errettet, und ich zweifle nicht und vertraue ihm, er werde es noch in diesem auch tun und seine gnädige Hand von mir nicht abziehen, sondern mir mit Ehren und Ergötzen an meinen Feinden wunderbarlich heraushelfen.“

Zwischen seinen kriegerischen Aktionen wohnte Johann Georg II. der friedlich feierlichen Einweihung einer neuen Kirche in dem geliebten Stillsitze seiner Gemahlin bei in Oranienbaum, welche nicht nur mit Predigt, Abendmahls- und Tauffeier, sondern auch mit der Ordination und Trauung des neuen Pastors begangen wird. In seiner kirchlichen Stellung teilte er ganz die Anschauungen seines großen Gönners, welche bei Gewährung freier Religionsübung für die beiden protestantischen Parteien auf gegenseitige friedliche Verträglichkeit hinausliefen. Den sich mehrenden Lutheranern konzidierte er gnädigst den Bau einer Kirche auf ihre Kosten in Dessau; auch die Juden konnten sich eine Synagoge erbauen.

Sonst war er ein ergebener Sohn der reformierten Kirche, und an seinem Hofe trat Heinrich von Sachsen zu derselben über.

Es war am 30. Dezember 1688, als Herzog *Heinrich von Sachsen* vor der nach Gottes Wort reformierten Gemeinde zu Dessau sein Glaubensbekenntnis ablegte. Er verlas vor der hohen und ansehnlichen Versammlung einen Aufsatz, in dem er die Gründe seines Übertrittes vorlegte. Wenn irgend jemand durch seine Geburt und Auferziehung, so äußerte er sich, und durch die Vorbilder der Gottesfurcht, welche er stets vor Augen gehabt, hätte bewogen werden müssen, bei der Gemeinde zu bleiben, darinnen er geboren, so wäre dies bei ihm der Fall gewesen. „Wir haben die Meinung und Lehren derer, so man Lutherische nennt, gleichsam mit der Muttermilch eingesogen und ist dieselbige uns beizubringen, aller ersinnlicher Fleiß angewendet worden.“ Aber er glaube festiglich, daß ein jeder Mensch berechtigt sei, die Religion zu untersuchen, darinnen er geboren. Durch eifriges Lesen der heiligen Schrift, durch stetes Anrufen Gottes habe er nach dem guten Wege gestrebt, darinnen er wandeln könne. Da wäre ihm der größte Verlust geschehen, der uns hier auf Erden begegnen könne, nicht ohne Gottes Vorsehung, denn er wäre dadurch an einen Ort geführt, wo endlich die finsternen Wolken seines Gemütes gewichen. Er hätte bei den reformierten Predigern, die er angefangen zu hören, eine sanftmütige und christliche Lehrart gefunden, ganz unterschieden von der der lutherischen Prediger. Nun sei in ihm ein heißer Streit entstanden, in dem er bald die Reformierten entschuldigt, bald die Teilnahme für sie als Anfechtungen des Satans hätte zurückweisen müssen. „Wir ersuchten den heiligen Geist mit Tränen, daß er uns unsere Zweifel benehmen, unseren Verstand erleuchten und uns durch seine göttliche Kraft stärken und uns von dem bösen Geiste erledigen wolle. Bald darauf haben wir augenscheinlicher als jemahlen wahrgenommen, daß es nicht der Lügengeist sei, welcher in unserem Herzen redete, sondern daß der heilige Geist selbst die bisher gehegten Irrtümer aus unserem Herzen verjagen, und unser blödes Gewissen in die Ruhe und Frieden setzen wollte, die wir nun schon eine geraume Zeit sehnlich begehret.“

Er wisse wohl, wie man sein nicht schonen, sein Vorhaben mit den häßlichsten Farben darstellen und ihm die niedrigsten Beweggründe zuschreiben werde, „allein was ist daran gelegen!“

So bittet er denn Gott zum Schluß aus Grund seines Herzens, ihm seine Irrtümer, darinnen er gelebt, zu vergeben, die Glieder der reformierten Gemeinde aber, ihn in ihre Gemeinschaft aufnehmen

zu wollen. Aus seinen nun folgenden kurzen Glaubenspunkten heben wir den dritten hervor zu einem neuen Beweise, wie auch in der reformierten Kirche Anhalts die ungeschmälernte Anerkennung der Beschlüsse der Dordrechter Synode herrscht.

„Wir glauben dasjenige, so die reformierte Kirche auf dem Synode zu Dordrecht von der Gnade Gottes und Prädestination nach der Richtschnur der heiligen Schrift einhellig gelehrt und beschlossen.“

Die theologische Fakultät zu Leipzig stellte gegen dies fürstliche Bekenntnis eine gründliche Untersuchung an und sah den Apostaten einer trostlosen Lehre anheimgefallen. Ihr heiliger Eifer erlaubte ihr doch reformierte Lehrsätze in verstümmelter und verfälschter Form anzuziehen, was eine ruhige sachliche „kurze Beantwortung“ eines Köthener Theologen hervorrief. (1693.) Friedfertigkeit vereinigt sich in den Schriften der damaligen reformierten Theologie mit Gründlichkeit und Klarheit.

Von welchem befestigenden Einflusse mußte ein solcher Bekenntnisakt für die reformierte Gemeinde in Dessau sein, wie mußte sich dieselbe an solchen fürstlichen Vorgängen erbauen. Wie wenige ähnliche Taten zeigt die Kirche der Gegenwart: es sind die Fürsten allzusehr nach Luthers Wort Wildbret im Reiche Gottes geworden.

Wie Johann Georg mit Brandenburg verwachsen war, so hat ihn auch der Tod in Berlin plötzlich übereilt; an einem Tage begann die tödliche Krankheit, an dem er sich gesunder wie nie fühlte, und dennoch stets an seinen Tod denken mußte. „Ich habe mich schon sehr lange darin geübt und bin durch Gottes Gnade bei der Sache wohlgenut“, so sagte er, als man ihm den Hofprediger holen wollte. Denen, die sich teilnehmend nach ihm erkundigten, konnte er noch vermelden: „Wie dann? All gut.“ Ein wohlmeinender Kanzler beugte sich über ihn mit den Worten: „Mein werter Fürst, du hast vielen viele Gnade erwiesen, Gott sei Dir auch gnädig und barmherzig.“ Brandenburg und Dessau trauerten gemeinsam um ihn, der jedermann gedient hatte ohne Ansehen der Person in viel Fleiß und Arbeitsamkeit: in seiner äußeren Erscheinung ein Mann von schönem Angesicht, der langes Haar trug bis auf die Schulter. Er starb 1693 am 16. August.

Nachdem sich die Witwe von dem betrübten Anblicke der Leiche des plötzlich gestorbenen Gatten erholt hatte, übernahm sie die Regierung des Landes.

Der Pietas aurica hat die Oranierin ein Waisenhaus errichtet, in welches sie die Waisenkinder mit eigener Hand hineinführte unter Vermahnung und Belehrung. Für alle Zeiten sollte es den reformierten Dürftigen verbleiben, welche frühe aufstehen sollten, knieend beten, eine Frage aus dem Heidelberger Katechismo hersagen, in dem Kämmerlein zur Züchtigung gestraft und in dem Gartenplatz belustigt werden sollten.

Im Jahre 1675 haben die Reformierten von Anhalt eine ausdrückliche Bestätigung ihres Religionssexerzitiums erhalten.

Quellen:

Zahn, Das gute Recht etc. Elberfeld 1866.

B. Die Fürsten von Bernburg

1. Christian I.

1568–1630

Christian I., der Stifter der bernburgischen Linie, ein hochbegabter, charaktvoller Fürst, im deutschen Reiche und im Ausland viel geehrt, „*der bedeutendste Staatsmann seiner Zeit*“, der Mittelpunkt aller jener Bemühungen, die die große protestantische Union gegen das katholische Haus Österreich ins Werk setzen wollte und der den vernichtenden Schlag am Weißen Berge bei Prag erleiden mußte und lange in kaiserlicher Acht lebte, war durch das Gebet seiner Eltern, da das Haus Anhalt zu erlöschen schien, erfleht worden. Sie hatten Gott mit Ernst und wiederholentlich um einen männlichen Erben angerufen. Würde ihre Bitte erfüllt, so gelobte die Mutter ihn *Christian* zu nennen. Er ist am 2. Mai 1568 geboren.

Ein Kenner der modernen Sprachen und des Lateinischen, auf Reisen gebildet und mit einer kaiserlichen Gesandtschaft „bis an die Pforten des starken Solimans gekommen“, der ihm seine Schätze und Gärten zeigte, hat er sich dann am kursächsischen Hofe aufgehalten, der aber mit seinem wüsten Zechertum den elastischen Stahl seiner Seele nicht brechen konnte. Später steht er als tapferer Befehlshaber an der Spitze der Truppen, welche die deutschen Protestanten Heinrich IV. zu Hilfe sandten. Obwohl von diesem mit Lob und Dank überschüttet, empfing er doch für seine Soldaten kein Geld. Die feinen Tücher, die ihm Heinrich zur Bekleidung derselben sandte, waren zu fein für seine Knechte und Truppen, nach langem Warten zerriß das Heer seine Fahnen und Christian nahm aus der Campagne eine Kugel in der Fußsohle mit und eine Versicherung des Königs in sechs Terminen die Schuld zurückzuzahlen. Noch jetzt warten die Anhalter auf die Erfüllung des französischen Versprechens. Wichtiger als der erfolglose Zug war für Christian die Berührung mit dem Hugenottentum, dem er sich seitdem ganz mit seinen Ansichten aufschloß. Er wurde ein entschiedener Calvinist. Nach einem Kriegszuge in der Straßburger Bischofsfehde bewogen ihn seine Verbindungen mit allen calvinistischen Fürsten und Herren in Deutschland Statthalter in der Oberpfalz zu werden. (1595.) Seine Verbindung mit Anna, Tochter des Grafen Arnold von Bentheim, zieht ihn noch in den Kreis französisch-oranischer Bildung hinein. Er wurde nun der große Diplomat der reformierten Partei, wozu er alle geistigen Mittel und viele verwandtschaftliche Beziehungen hatte. In seiner Kanzlei zu Amberg liefen die Fäden zusammen, an denen damals das Geschick Europas gesponnen wurde. Sein ungeheurer Briefwechsel brachte ihm von den Protestanten aller Länder Nachrichten. Schon im Jahre 1606 tat er alle Schritte, um eine protestantische Union herbeizuführen. Erst 1608 wird dieselbe zur Wahrheit, indem zu Achhausen bei Nördlingen der Herzog von Württemberg, die Pfalzgrafen Philipp Ludwig und Wolfgang Wilhelm von Neuburg, die Markgrafen von Ansbach, Kulmbach und Baden, endlich Christian selbst, der auch Kur-Pfalz vertrat, das Bündnis unterzeichneten. Ein Eingreifen dieser Union, das dem Protestantismus in Deutschland zum Siege verholfen, vereitelte zunächst die Einigung zwischen Rudolf und Matthias.

Unermüdlich aber schafft Christian daran, die Union in weitgehenden Plänen zu stärken. Er hat eine sehr kräftige und offene Sprache gegen Rudolf in Wien geführt, der nicht von seiner schlechten Gewohnheit lassen wollte, die Beschwerdeschriften der deutschen Fürsten ungelesen weiter zu geben. Er beunruhigte ihn nicht wenig durch den Hinweis auf Cäsar, welcher die Warnschrift vor seinem Tode ungelesen einsteckte und hat sich nachher seines Degens getröstet, mit dem man eben nun, wenn man kein Recht fände, auf jeden Unterdrücker ohne weitere Umstände losgehen müsse.

Bei der Belagerung und Einnahme von Jülich in dem Streit um das jülichische Erbe, gab sein aus Engländern, Schotten, Niederländern, Franzosen und Deutschen zusammengesetztes Heer ein bewunderungswürdiges Beispiel von bei solchem Mengevolk doppelt schwieriger Mannszucht. Als man ihn darauf in Venetien zu Kriegsdiensten wünschte, weigerte er sich, weil es ihm als Fürsten nicht gezieme, das gemeine Sprichwort an seiner Person zu bestätigen, daß die Deutschen anderer Nationen Söldner wären.

Als der große böhmische Krieg ausbrach, hat er trotz seiner Anstrengung durch das Mißgeschick der Verhältnisse die Katastrophe nicht verhindern können. Mit zerschossenen Kleidern und ohne Hut hat er sich aus der Schlacht am weißen Berge gerettet und fand endlich in Flensburg als ein geächteter Mann ein ruhiges Exil. Im Jahre 1624 hat er durch eine Abbitte die Gunst des Kaisers wiedererworben und ist sogar 1629 kaiserlicher Kammerherr geworden: welch ein Wechsel der Dinge!

Die übrige Zeit seines Lebens verwandte er für die stillen Werke des Friedens und suchte das ganze Ländchen Anhalt vor den Kriegsstürmen zu schirmen. In seiner Residenz war schon im Jahre 1596 nach Entfernung der Altäre das Abendmahl in biblischer Stiftungsweise gefeiert worden mit nur 12 Kommunikanten. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts beschränkte man die vielen Festtage und ließ die Entsagungsformel bei der Taufe fort. Am 28. September des Jahres 1616 geschah die erste Vorbereitungs predigt zum rechten Genuß des heiligen Abendmahles und am folgenden Sonntage ging Fürst Christian mit seinem Sohne Christian II., seiner Gemahlin, zwei Prinzessinnen, dem Hofstaat und der ganzen Gemeinde zum Tische des Herrn. Am 19. Oktober hat der um die reformierte Kirche so unablässig bemühte Burggraf Christof von Dona die fürstlichen Räte und die Prediger um sich versammelt, um ihnen ernstlich die neue Ordnung zu empfehlen. Vom 19. Oktober datiert auch die wichtige fürstliche Verordnung, welche die Rechtsquelle des Heidelberger Katechismus und der pfälzischen Agende bildet. In seinen Verordnungen zeigt sich Christian ganz als ein Schüler Calvins, der an das Gesetz Moses seine Gesetze anlehnt.

Christian hatte ein ansehnliches äußeres Wesen, lebhaftes Gesichtsfarbe, strahlende Augen. Verstand und Gedächtnis war geschärft und bereichert durch Erfahrung und Gelehrsamkeit. Mit allen Gelehrten konnte er sich unterhalten, man verließ ihn nicht ohne etwas von ihm empfangen zu haben.

Mäßig im essen und trinken, arbeitsam und zur Verwunderung fleißig, leistete er viel. Mit ungeheucheltem Wesen hielt er sich und sein Haus zu Gottes Wort, baute und erneuerte Kirchen und Schulen. Für die Rechtspflege seines Landes besorgt, saß er selbst zu Gericht. Das Gefühl der Nichtigkeit des Irdischen begleitete ihn und er wählte sich den Spruch: *Perenne sub Polo nihil*.

„Es sei nichts Glückseligeres“, so äußerte er sich gegen seinen in der Verbannung besuchenden Sohn Christian, „als immerdar in *placido et tranquillo animi statu* zu verbleiben, sich über nichts zu entsetzen oder zu verwundern (welches meistens von den Ignoranten geschieht), auch immer zuvor bedenken, was geschehen könnte und sich auf alle Fälle vorbereiten, um stetig *pietatem et virtutem* zu üben. Sonstens wäre ein Mensch nichts mehr als ein unvernünftig Tier oder Pflanze, wenn er seine vernünftige Seele *animam rationalem* nicht zu der Ehre Gottes und des Nächsten Erbauung anwenden tue; er wäre nicht geschaffen, in stetiger Schwermut oder Traurigkeit und Plage, noch auch in seinen Wollüsten und allen Freuden (welches die beiden *extrema humanae vitae*) zu leben, sondern zu obgemeldetem scopo; müsse derowegen dahin sein Tun und Lassen richten, damit er dermaleins mit fröhlichem Gewissen aus dieser Wanderschaft abrücken möge.“

„Man solle sich auch die Ambition nicht allzu sehr übertragen lassen, denn über 50 bis 100 Jahre wisse man nichts mehr, was unser eines sei und müsse man seiner Vokation gemäß leben, nicht nach

dem Winde schnappen und mittlerweile was man hat verlieren; aber nach einem ehrlichen Namen zu streben, wäre wohl vergönnt.“

Seinem Sohn erzählte er auch, daß er einmal, als er 1610 zum König in Frankreich gezogen wäre, fast aus seiner Besonnenheit herausgefallen sei. Als er nämlich mit dem Könige aufs Jagen geritten, wäre unversehens auf der einen Brücke ihre Abgötterei mit dem Sakrament-Häuslein ihm begegnet. Davor denn alle Rittersleute, sowohl die Religionsverwandten als die Papisten, welche vor dem Könige hergeritten, die Hüte abgezogen; er habe sich aber bald bedacht und solches nicht tun wollen, welchem Exempel alle, die von der Religion, so nachgeritten, gefolget und hernachmals ihm höchlich gedanket. Der König habe nur bis zum Ende der Brücke sauer gesehen.

Als 1629 das kaiserliche Edikt ediert wurde, welches „die Religionen, die der alten katholischen und umgeänderten augsburgischen Konfession zuwider wären, exkludierte“, hatte er ein eingehendes Gespräch mit seinem Hofprediger Sachse. Er äußerte gegen diesen mit bewegtem Gemüt und mit abgewendetem Angesicht, die jetzt konkordierte Formel wolle er lieber mit Feuer verbrennen als unterschreiben. Hierzu fürchtete er gezwungen zu werden, um den Religionsfrieden für sein Land zu erwerben. Die augsburgische Konfession, auch die umgeänderte, könnte er unterschreiben.

Am 7. April 1630 überfielen ihn stark, asthmatische Beklemmungen. Er betete: „Ich danke dir Gott, daß du mich erschaffen, erlöset und so viel und große Wohltaten erzeigest hast; um meiner Sünde willen suchst du mich jetzt heim. Ich bitte dich aber, vergib mir alle meine Missetat um Jesu Christi willen, und laß dir, o lieber Gott, befohlen sein meine Kinder und das ganze Land.“ Er stand ein wenig auf und ging umher. „Ich entsetze mich vor dem Tode nicht, sondern ich danke vielmehr Gott, daß die Zeit meiner Heimfahrt nahe ist. Ich bitte dich, verkürze mir nur meine Qual.“ Dann fühlte er sich etwas gestärkt und sprach: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Ich bin zwar nicht krank, sondern schwach, warte jedoch auf ein seliges Ende und finde in mir den Trost des heiligen Geistes.“ Er wurde matter, „doch wie Gott will,“ sagte er, reichte noch einmal seiner Tochter die Hand, und mit den Worten: „Es ist genug!“ verschied er. Noch ein anderes schönes Wort ist von ihm bewahrt, er soll gesagt haben: „Genug gestritten, genug gelitten, genug gesündigt, genug gesorget.“

Er hatte eine vortreffliche Gattin, Anna von Bentheim, die Begründerin der Akademie der Aufrichtigen, welche sich verbanden, Gottes Wort lieb zu haben, tugendsam zu sein, zu aller Zucht und Ehrbarkeit geneigt und ihres Berufes sich treulich anzunehmen. Die Glieder sollten sich aufrichtig lieben, sich in Sanftmut ihre Fehler andeuten und sich gegenseitig förderlich sein. Die Treue wäre zwar rare mais perpetuel: Diesen Spruch wählte man zur Losung.

Ein hoffnungsvoller Sohn folgte dem Vater schon 1632 ins Grab, der 24 jährige Fürst Ernst, der bei Lützen fiel. Er hatte Gott um ein kurzes, jedoch gutes Leben gebeten. Seine Tochter Eleonore Marie, die verfolgte Gemahlin des einzigen Mecklenburger Fürsten, der sich dem Calvinismus zuneigte, Johann Albrechts, ist eine Märtyrin des reformierten Bekenntnisses in Mecklenburg geworden.

Quellen:

Zahn, Das gute Recht des reformierten Bekenntnisses in Anhalt, Elberfeld 1866 und die deutsche Biographie.

2. Christian II.

1589–1656

Christian II., der Sohn und Nachfolger Fürst Christians I. zu Anhalt-Bernburg, wurde am 10. August 1599 zu Amberg in der Oberpfalz, wo sein Vater als Statthalter residierte, geboren. Von dem berühmten reformierten Theologen Marcus Friedrich Wendelin in Zerbst erzogen, hatte er nachher Genf und Lyon besucht und sich später in Italien bald die Sprache des Landes angeeignet. Nachdem er einen Feldzug unter Karl Emmanuel von Savoyen mitgemacht hat und in England Jakob I. besucht, weilt er bei seinem Vater in Amberg, der ihn in die geheimen Triebfedern der Zeit blicken ließ. Die Schlacht bei Prag hat er wenigstens eine Stunde mit seinen zwei Regimentern gehalten. Schwer verwundet fiel er in die Hände seiner Feinde und wurde an den Kaiser ausgeliefert, der ihn ein halbes Jahr in ziemlich strenger Haft hielt, ihn aber dann zum Fußfall und zur Abbitte zuließ, die der Jüngling mit bewundernswertem Takte vollzog, so daß er sich für immer die Gunst des Kaisers erwarb. Bald war er sein Genosse auf seinen Jagden und empfing mannigfache Auszeichnung. Sein Tagebuch aus dieser Zeit der Haft in Wien und während seiner Reisen und Rasten in Deutschland, Dänemark und Italien zeigt die feine Bildung und das sichere Benehmen des erst im Anfang der zwanziger Jahre stehenden Jünglings.

Die Gunst des Kaisers hat er für seinen geächteten Vater und für gewährte Reisen in die Heimat benutzen können, bis er am Schluß des Jahres 1622 auf dem Reichstag in Regensburg ganz von seiner Haft freigesprochen wurde. Sein späteres Leben ist von einem heftigen Drange, fremde Länder zu sehen geleitet. Er ist zweimal in Italien gewesen und wollte auch nach Spanien. Statt letzteres auszuführen setzte er aber lieber nach dem Tode seiner Mutter seine Vermählung mit der Prinzessin Eleonore Sophie von Holstein im März 1625 ins Werk. Die Neuvermählten besuchten die Niederlande und Paris, wo Ludwig XIII. wohl gütig war, aber die alte Schuld Frankreichs an Anhalt nicht bezahlen konnte. Nach der Geburt eines Prinzen in Schuttorf in Westfalen nahm das junge Paar einen längeren Aufenthalt zu Harderwyk in Holland. Im Jahre 1627 weilt Christian in Bernburg und schon ziehen die Stürme des Krieges über das Land. Als sich der Herzog von Friedland und Gustav Adolf um seine Dienste bemühten, verweigerte er es dem ihm günstig gestimmten kaiserlichen Feldherrn, ein Reiterregiment gegen die Schweden zu führen und wollte lieber in Frankreich dem Hause Österreich von Nutzen sein. Er konnte durch seine Stellung zu Ferdinand seinem mißhandelten Lande einige Erleichterung verschaffen. 1630 trat er nach dem Tode seines Vaters die Regierung seines Landes an und wurde durch die Notlage zu einer Verbindung mit Gustav Adolf gezwungen. Die nächsten Jahre werden manchen inneren Angelegenheiten gewidmet und 1635 wird mit dem Kaiser Frieden geschlossen. Die Folge davon war, daß die Schweden das Land furchtbar verwüsten und die fürstliche Familie nach Holstein flüchten mußte. Christian konnte nirgends für sein armes Land Hilfe finden und wurde selbst als er von Regensburg heimkehrte rein ausgeplündert. Der Kaiser war ohnmächtig und die Not und Qual Bernburgs wuchs von Jahr zu Jahr. Vor dem Friedensschluß und nach demselben ist Christian bemüht, Anhalt zu vertreten und darum viel auf Reisen. Die Wunden des Landes konnte er nicht mehr heilen. Die Kriegsunruhen hatten seine Kräfte gebrochen. In den letzten zwei Jahren seines Lebens bemerkte man an ihm, daß er in stetem Gebet war, man fand ihn oft knieend in seinem Zimmer; auch des Nachts, wenn ihn sein schwindsüchtiger Husten nicht schlafen ließ, wandelte er betend in seinem Zimmer. Er starb am 22. September 1656. „Er war ein Adler, dem die Schwingen gelähmt sind.“ Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der „Unveränderliche“ und hatte mit dem Sinnbild eines Cypressenbaumes die Devise: „Dringet in die Höhe!“

Der Jammer der Zeit lastete schwer auf ihm. „Tapferer, mit scharfem, richtigem Feldherrnblick begabter Krieger sah er sich genötigt, die wiederholten Anerbietungen des Kaisers und anderer Fürsten, in ihre Dienste zu treten, abzulehnen, um nicht beim Hin- und Herwogen des Krieges seinen Untertanen und Glaubensbrüdern zu schaden; der treue Familienvater ist nicht imstande, den Seinigen in der Heimat die nötige Sicherheit zu gewähren und mußte ihnen oftmals in der Ferne ein Asyl verschaffen; der sorgsame Landesfürst sieht mit zerrissenem Herzen die Not seiner Landeskinder und kann nicht helfen, ja muß es sogar für geboten erachten, sie oft und lange zu verlassen, um außerhalb seines Landes Hilfe für sie zu suchen, und auch als der Friede wieder einkehrt, hindert ihn die allgemeine Erschöpfung das zu leisten, wozu das Herz ihn treibt.“

Er besaß in Eleonore Sophie eine heldenmütige, mit ihm das viele Leid der Zeit wacker durchringende Gattin, welche sich einst als das fürstliche Schloß in großer Gefahr war und sich die fürstlichen Personen schon in ein Zimmer zurückgezogen hatten, mit zwei kleinen, scharf geladenen Pistolen bewaffnete, um ihre Ehre und Hoheit zu verteidigen. Lange nach ihrem Gemahl 1675 starb sie zu Ballenstedt, von allen beklagt, denen sie das große Elend zu erleichtern gesucht hatte.

Quellen:

Tagebuch Christian des Jüngern, Fürst zu Anhalt. Herausgeg. von G. Krause. Leipzig 1858.

Die deutsche Biographie.

Zahn, Das gute Recht etc. Elberfeld 1866.

Eine sehr achtungswerte Persönlichkeit ist Fürst *Friedrich*, Christian I. zweiter Sohn (16. November 1613 geboren). Er war ein tapferer und hochgebildeter Mann, der „Gott zu Ehren, seiner Kirche zur Konservation und zu des Vaterlandes Dienste und Besten“ ein Regiment zu Fuß von der schwedischen Krone annahm, und das harte Treffen bei Leutmeritz in Böhmen mit Klugheit, nicht ohne Gefahr des Lebens, überstand; von dem Ferdinand III. sagte, als er sich mit ihm in den verschiedensten Gegenständen unterhalten hatte: „Es werden seines Gleichen jetzt wohl schwerlich an Güte des Urteils, Größe der Geduld, Sanftmut und hohem Verstande und Erfahrung in omni scibili sich finden.“ Dem eigentümlichen Zuge der anhaltischen Fürsten, Vereine und Bruderschaften zu stiften, ist er auch nachgekommen durch die Bildung der „Bruderschaft der beständigen Freundschaft“. Diesen Bund schloß er zu Venedig; denn nicht nur die merkwürdigen Partien des Harzes durchsuchte er mit naturwissenschaftlicher Liebhaberei, sondern auch auf größeren Reisen, zu denen er immer wieder mit unwiderstehlicher Lust weggetrieben wurde, befriedigte er seinen Bildungsdrang.

Mit Freigebigkeit und guten Ordnungen regierte er seinen fürstlichen Anteil Bernburg-Harzgerode. Von Gestalt ansehnlich und von ehrfurchtgebietendem Äußeren, sprach er auch gut und klar. Wie ein Freund der Naturwissenschaft und Chemie, so bemühte er sich ebenso in theologischen Kontroversen. Mit den gemäßigten Theologen aller Konfessionen unterhielt er sich angelegentlich und entwarf einen gründlichen Bericht über die Unterschiede zwischen den Römischen und Evangelischen, Lutheranern und Reformierten. Als der Landgraf Ernst von Hessen zum Katholizismus übertrat und nun in besonderer Freude über seinen Schritt auch andere zu gleichem Tun bewegen wollte, schrieb ihm Fürst Friedrich einen sehr lesenswerten Brief, den Beckmann abgedruckt hat.

„Ich weiß, daß E. L. christfürstliche Erziehung Deroselben klar weiset, daß die Lehre, so in unserer wahren reformierten Kirche getrieben worden, sich einig und allein auf dem von allen Christen unstrittig bekannten, beschriebenen und offenbarten Worte Gottes gründet, welches nach Christi eigenen Worten die Pforten der Höllen nicht bewegen sollen.“

Mit Drelincourt in Paris stand er in brieflichem Verkehr und dem ihn mit seinen Friedensanträgen besuchenden Duräus überreichte er einen lateinischen Aufsatz, in dem er ihm sein friedfertiges Gemüt zu erkennen gab. Emsig war er bemüht, den Gottesdienst in Kirchen und Schulen aufrecht zu erhalten, indem er vornehmlich selbst den Gemeinden ein Vorbild treuen Kirchenbesuches gab. Der Katechisation der Kinder wohnte er bis zum Schlusse bei. Alle Morgen und Abende wurden an seinem Hofe Betstunden gehalten; persönlich strafte er die Entheiligung des Namens Gottes und andere Sünden, die der Ehre Gottes zuwider waren.

Über die Rechtspflege wachte er so streng, daß er von jedem Falle benachrichtigt sein wollte. Nicht nur, was er selbst sagte, hielt er, indem er den Spruch führte: *verba principum sunt juramenta*, sondern auch die Pakta der Vorfahren waren ihm unverletzlich. Er setzte ihnen gegenüber sein eigenes Interesse zurück. Nicht gering ist im Hinblick auf die damaligen Sitten und die überall herrschende Völlerei dieses sein Lob, daß keiner seiner Bedienten jemals an ihm *Trunkenheit* gesehen habe.

Sein Ländchen nahm durch ihn zu und verbesserte sich merklich. Er lebte in glücklicher Ehe mit seiner ersten Gemahlin Johanna Elisabeth, Graf Johann Ludwigs zu Nassau Tochter, welche nach der Geburt ihres dritten Kindes starb. Während ihrer Krankheit hatte sie zweimal einen solchen Vorgeschmack der himmlischen Freude, daß sie nicht Worte genug finden konnte, dieses den Umstehenden auszusprechen. Sie bat und ermahnte sie, doch ja alles Irdische zu verachten, denn diese Freude sei so unaussprechlich, daß alles Kreuz und Leid, so uns in dieser Welt begegnen könnte, nur mit einem Augenblick dieser himmlischen Vergnügungen nicht zu vergleichen wäre. Sie könnte dem barmherzigen Gott für diesen empfangenen Vorgeschmack der Ewigkeit nicht genug danken. Auch seine zweite Gemahlin, Simon VII., Grafen zur Lippe, Tochter, Anna Katharina, starb ihm frühe.

Sein Sohn, Fürst *Wilhelm*, am 16. August 1643 geboren, erfuhr in seinem Leben merkwürdige Bewahrungen durch Gottes schützende Hand. Auf einem engen Gebirgswege zwischen Veles Malaga und Malaga, als er mit einem Herrn von Erlach im Dunkeln reiste, stürzt dessen Maultier von einer Klippe herunter. Wilhelm reitet gleich nach ihm, bleibt aber bewahrt. Einen andern Vorreiter wirft einmal ein Donnerwetter zu Boden, doch er und Wilhelm nehmen keinen Schaden. Einst fährt er von der Selke, einer steilen Harzpartie, herunter, der Wagen kommt ins Gleiten und fällt mit Wilhelm eine bedeutende Tiefe hinab; auch bei diesem Unfall geschah ihm kein Übel. Eine Dankpredigt wird darauf im Lande gehalten und öffentliche Betstunden angeordnet, ja das Volk fällt auf der Straße nieder und bittet Gott um Bewahrung ihres frommen und weisen Landesherrn.

Wilhelm war hochgelehrt, ungemein wohlthätig und gütig. In seinem Testament stiftete er noch ein Legat von 12 000 Talern für die Armen seines Landes, dem hallischen Waisenhaus ein solches von 6000 Talern. Er starb am 14. Dezember 1709.

3. Victor Amadeus und Rudolf

1634–1718

Auf Christian II. folgt sein Sohn *Victor Amadeus* (am 6. Oktober 1634 geboren). Dieser glaubte wohl nicht, als er mit seinem Bruder und Johann Casimir dem Brande seiner Residenzstadt am Berge zusah, welchen die Truppen von Gallas entzündet hatten, und als er den klagenden Ausruf Johann Casimirs hörte, weder sie noch ihre Kinder und Kindeskinde würden den Aufbau erleben, daß gerade er zu dem Erbauer des durch den Krieg verödeten Landes berufen sei. Sparsamkeit und weise Einschränkung, die sich von dem knapp gehaltenen Hofwesen über die ganze Verwaltung er-

streckte, so daß er und seine gleichgesinnte Gemahlin keinen Aufwand an ihren Bedienten sehen konnten, half ihm dazu: das Land blühte auf, Schulden wurden getilgt, neue Besitzungen erworben, selbst anderen Fürsten konnte er mit beträchtlichen Summen aushelfen.

Auch in den kirchlichen Verhältnissen zeigte sich an ihm derselbe ordnende Geist. Er ist bemüht, den abergläubischen oder weltlichen Beiräten der Taufe zu steuern. Ein ungetauftes Kind solle nicht mit Zeremonien, sondern in der Stille begraben werden; auch wäre es nicht schicklich, ein Kindtaufmahl zu geben, den Kindern etwas einzubinden oder mehr als drei Gevattern zu nehmen, bei unehelichen Kindern dürften es nur zwei sein.

Am 15. August 1672 wird auf seine Verordnung ein großer Betttag gehalten und seitdem werden die wöchentlichen Betstunden Sitte. Für Feier dieser Bettage und des Sonntags, für die Haltung der Kinderlehren erläßt er Vorstellungen. Ein Erntedankfest folgt auf den Segen der Ernte und wegen der großen Zahl der Kommunikanten wird das Abendmahl allmonatlich gefeiert.

Wie er so für das Land eine neue Zukunft bereitete, schließt er die Vergangenheit gleichsam durch die Anordnung der beckmannschen anhaltischen Chronik ab, ein Werk mühsamen Fleißes, treuer Quellenbenutzung.

Mitteilenswerte Züge gibt auch Fürst *Rudolf*, von dem die Zerbster Linie entspringt. Schön ist das Wort von ihm: Gott habe ihn sonderlich darum in den Regentenstand gesetzt, daß er die Armen höre und ihnen zu Rechte helfe.

Mit großer Mäßigkeit lebte er, las fleißig die heilige Schrift, achtete auf Schulen und Kirchen. Wie ein treuer Hirte hielt er bei seinen Untertanen Fuß und ließ sich für sie in den Unruhen Deutschlands hören. Seine Leibesschwachheit ließ ihn den Wappenspruch erwählen: *Rudolpho Principes Anhaltine memento mori*.

Nach dem Ableben eines geliebten Kanzlers ging er meist nur mit Todesgedanken um. Dann sprach er über der Tafel von der Vergänglichkeit alles Menschlichen; auch wenn er spazieren ging oder eine Ausfahrt machte, begleiteten ihn diese ernsten Meditationen. Die Auferstehung der Toten, das jüngste Gericht, die Zukunft des Sohnes Gottes bildeten die Gegenstände seiner Fragen. Seine Ahnung betrog ihn nicht; bei einer schweren Krankheit sprach er zu einem Bedienten: „In heiliger, göttlicher Schrift wird gelesen, daß zum Hiskia gesagt worden, beschicke dein Haus, du sollst sterben. Weil ich denn auch vermerke, daß mein Stündlein bald möchte herkommen, will ich auch, wie es in einem und dem andern nach meinem tödlichen Hintritt soll gehalten werden, verordnen.“

In der Furcht Gottes und wahrer Religion und allen fürstlichen Tugenden sollen seine ihm von Gott bescherten Herrleins und Fräuleins erzogen werden, dies hat er insonderheit verordnet. Der berühmte Wendelin, Rektor des Zerbster Gymnasiums, hielt ihm die Leichenrede vor einem zahlreichen fürstlichen Auditorium, wie es das Gymnasium noch nicht gesehen hatte. Rudolf war nur 44 Jahre alt geworden. † 1621.

C. Die Fürsten von Anhalt-Köthen

1. August

1575–1653

Er ist der vierte Sohn Joachim Ernsts und der zweite von dessen zweiter Gemahlin Eleonore von Württemberg. Er war am 13. Juli 1575 geboren. Bei der Landesteilung nach dem Tode des Vaters verzichtete er auf seinen Anteil und begnügte sich mit einer Geldabfindung und dem Amt Pötzkau.

Als er nach dem Tode seines Bruders Rudolf die vormundschaftliche Regierung über das Zerbster Land führte, machte er das Elend des großen Krieges durch, half aber auch dem Lande mit guten Einrichtungen auf. Weise verwaltete er auch nach dem Tode Ludwigs das Köthner Land.

Als Senior des Hauses nach dem Tode Christian I. hat er Anhalt durch eine feste Union der Landesteile für immer zu einigen gesucht.

Fürst August war der Vertraute des Kurfürsten Johann Georg. Als er diesen einst besucht hatte und in einem Fischerkahn über die Oder fahren wollte, fällt er ins Wasser und kommt bis auf den Grund. Er fühlt sich unten liegen, nur *ein* Gedanke durchzuckt ihn: Gott hilf mir; es gelingt ihm wieder nach oben zu kommen, der Fischer ergreift seine Hand und reißt ihn heraus. In der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Sieghafte, was er durch den Spruch deutete: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Er schrieb ihn über das anhaltische Wappen. Über die Theologen urteilte er, sie müßten nicht zu gelehrt sein, sonst brächten sie gar zu subtile Fragen auf die Bahn, welche die Ungelehrten verführten, denn unser ingenium wäre nicht fähig, so hohe Sachen zu begreifen und darüber müsse man in puncto praedestinationis auch nicht zu weit gehen.

In den politischen Händeln hielt er es für gut, daß eine Satzung im Hause Anhalt gemacht werde, daß nimmermehr kein Fürst sich sollte wider den römischen Kaiser gebrauchen lassen, denn alle Historien zeigten es an, daß sie nie kein Glück wider den Kaiser gehabt.

Er hatte etwas ungemein Vertrauenerweckendes; nicht nur fürstliche Genossen zog er an, sondern auch Leute aus niedrigen Ständen. Scharfer Verstand, viel Gelehrsamkeit verband sich mit einer stillen Gelassenheit und Bescheidenheit, so daß er kein Wortgepränge von sich gemacht haben wollte. Eine Leichenrede verbat er sich: sein Ruhm wäre, daß er wisse, sein Name stünde im Himmel angeschrieben. Er starb am 22. August 1653.

2. Ludwig von Köthen

1579–1650

Ist Christian I., durch militärische Eigenschaften groß, so sein Bruder Ludwig (geb. 17. Juni 1579) durch sorgfältige Ordnungsliebe und unermüdlichen Fleiß. Ein gehaltenes, gesammeltes Wesen bemerkte man an ihm; nie vernahm man ein Schimpf- oder Scheltwort aus seinem Munde, er war voll Überlegung und anhaltenden Nachdenkens. Obwohl der jüngste unter den fürstlichen Brüdern, wurde er doch oft um seinen Rat befragt, so daß man den Schluß einer wichtigen Verhandlung verschob, hatte er sich noch nicht darüber äußern können. Unverdrossen arbeitete er und wollte alle Sachen in seiner Nähe beratschlagt haben. Auf große Tafeln ließ er eine Hof- und Untergerichtsordnung aufschreiben und sie vor der Regierungsstube aufhängen. Manche Rechtsstreitigkeit, die Jahre lang schwebte, hat er geschlichtet; und wie er eine Feuerordnung gab und die Löhne festsetzte, so bestätigte er auch die Gesetze des geistlichen Witwenkastens.

Einem reisenden Italiener, der wenig sich an den deutschen Fürsten erfreute, zeigte sich in ihm ein Abbild seiner vaterländischen Sitten mit Vermeidung ihrer Schwächen: in langem Kleide ging Ludwig einher, würdig und getragen; zur Verwunderung des Fremden war er auch im Trinken mäßig, und zeigte er sich sparsam und knapp, so entließ er doch seinen Besuch mit der Gabe eines goldenen Bechers. Auch durch die Form des Schlosses fand man sich an Italien erinnert, und durchwanderte man die Vergnügungs- und Nutzgärten von Köthen, so überraschte manches seltene Gewächs, welches die Liebe und Mühe des Fürsten hierher aus dem Süden verpflanzt hatte. Bezeichnend hat die fruchtbringende Gesellschaft an Ludwig, der sie ins Leben rief, um auch in der mit Fremdwörtern vermengten deutschen Sprache zu reformieren, das Symbol des nährenden Weizen-

brot zugeteilt. Er war nährend für sein Ländchen, dem er auch so gerne in dem prahlerischen Ratichius einen neuen zu baldigen Erfolgen führenden Lehrmeister gegeben hätte. Er erbaute wohl Anstalten, lud die Bürgerkinder zum Besuche derselben ein und wendete viel tausend Gulden an das Werk, doch Ratichius hatte mehr versprochen, als er halten konnte, und schob zuletzt als guter Lutheraner sein Mißlingen auf die calvinistischen Greuel, welche er nicht durch seine Wunderkunst hätte beschönigen wollen. Dies betrübte Ereignis hinderte jedoch Ludwig nicht, eine Schuldisziplin für das gemeinsame Gymnasium zu Zerbst in Vorschlag zu bringen, in welcher er die Hoffnung ausspricht, daß bei einer strengen Bewachung der Kinder von dem Alter an, „in welchem die Bosheit mit dem Verstande pflegt zuzunehmen“, die Macht des Bösen in ihnen geschwächt werden könnte. Tag und Nacht sollten sie etwa „von armen Gesellen, deren Gottseligkeit, Mühe und Fleiß wohl bekannt wäre“, umgeben sein. Unablässige Übung der Gottseligkeit in dem Anhören der Sonntagspredigten, in täglichem Früh- und Abendgebet, im Ablesen der erklärten Schrift wäre vor allen Dingen nötig. Aus solcher Schule will er ein Geschlecht heranziehen, das dem ganzen Lande zum Segen wäre.

Diese Schuldisziplin ist ein Gegenstück der Kirchendisziplin von Ludwig und beide Werke tragen den Stempel seiner calvinischen Erziehung an sich: sie schärfen dem Lande strenge Ordnung ein, welche aber der unglückliche Krieg abbrach. In der Kirchenordnung vom Jahre 1606 wird in § 7 ausdrücklich der Heidelberger Katechismus zum Gebrauch eingeschärft. Auch die vortreffliche Köthner Agende (1643) ist unter Ludwig entstanden, die im dritten Abschnitt den Heidelberger Katechismus als Symbol feststellt. Ludwig hat für die kirchliche Feier noch festgesetzt, daß an den wöchentlichen Bettagen in den Städten und auf den Dörfern, in den sonntäglichen Nachmittagspredigten die ganze Lehre von einer rechtschaffenen christlichen Buße ordentlich getrieben werde, die Gemeinden mit Ermahnung, Trost und Bedrohung aus Gottes Wort eifrig erbauet würden. Mit Fasten und Mäßigkeit möge man sich zum Gebete vorbereiten, welches in den Städten alle Tage in der Morgenfrühe bei den Lektionen geschehen solle; auf den Dörfern solle der Glockenschlag der zwölften Stunde das Volk in die Kirche rufen, damit es bestimmte Gebete anhöre, Gott um Erkenntnis und Bereuung seiner Sünden anrufe, („womit wir diese Heimsuchung des Krieges und viel tausendmal schwerere Strafen wohl verdient“), eine kindliche Wiederkehr, Zuflucht und Vertrauen zu seiner Barmherzigkeit in Christo, einen eifrigen beharrlichen Vorsatz und tätlichen Fleiß zu allen guten Werken und gottseligem Wandel fassen möge. In Daniel Sachse stand Ludwig ein ausgezeichnete friedfertiger Theologe zur Seite.

Von der Übernahme fremder Dienste hält sich der so vielfach mit seinem Land beschäftigte Ludwig möglichst fern; die Vormundschaft des jungen Grafen Otto von Schaumburg, welche er verwaltete, brachte dem verschuldeten Lande Rettung. Die Statthalterschaft über die Stifter Magdeburg und Halberstadt, welche ihm die schwedische Krone übertrug, erforderte seine Arbeit, blieb aber ohne große Vergeltung. Die dortigen Landstände, die ihn endlich entbehren mußten, sprachen es ihm aus: sie wollten einstmals vor Gottes Richterstuhl seine treue, eifrige Sorgfalt rühmen, dies möge sein Lohn sein.

Wollen wir diesen seltenen Fürsten in seinen Erholungsstunden aufsuchen, so finden wir ihn wohl mit der Übersetzung des verfolgten David aus dem Italienischen des Malvezzi beschäftigt, oder er übt sich im Hebräischen und bringt das Buch Hiob in deutsche Reime und sucht nach Kräften die deutsche Muttersprache aus dem Rachen der Barbarei zu reißen. Er dichtet viel, und da er in seinem Leben manches Land und Volk gesehen hat, so setzt er sich hin und bringt am Feierabend seine Reisen in deutschen Versen zu Papier: vor dem Scheiden ein Rückblick auf die Gänge der Jugend. In dieser Beschreibung erzählt er uns von einer großen Gefahr, in die er kam, als er mit einem

holländischen Schiffe von Dover nach Dieppe fuhr und nun der Holländer aus Furcht vor den Dünkerkern, welche kein Quartier auf der See gaben, im Falle eines Angriffes von ihnen beschloß, das Schiff mit allem Volk in die Luft zu sprengen. Der beherzte Ludwig faßte mit seinen Reisegenossen den Plan, statt sich in die Luft sprengen zu lassen, wollten sie lieber den Kapitän mit seinen Leuten in die See stürzen. „Doch Gott hat uns bewahret.“ Eine italienische Reise ist von scharfen Bemerkungen gegen das römischen Heidentum durchzogen. Einst auf einer Fregatte mit hohem spanischen Adel nach Sizilien eingeschifft, sind sie in einen entsetzlichen Sturm geraten. Jedermann verzagt am Leben, zwei Kapuziner heben ihre Litaneien an und rufen der Heiligen Hilfe herbei: „Fürst Ludwig erwog den sechsten Psalm in seinem Herzen und nach siebenstündiger Gefahr wider Vermuten landeten sie glücklich an. Er besingt das Ereignis in dieser Weise:

„– – Der Heiligen Fürbitt ward begehrt von allen
– – – – Nur, daß es Gott gefallen
Sollt, ich in Zweifel stund, den sechsten Psalm bei mir
Bedacht inbrünstiglich, mir hielt denselben für,
Mit Seufzen und Gebet den Herrn tat anflehen,
Daß mit der Anfahrt er uns glücklich möcht versehen,
Wiewohl der Sturm nun groß und heftig war der Wind,
Die Wellen schlugen ein, die wie Feuerfunken sind
Des Nachts, wenn sie herab auf Farbenkleider rinnen.
So grausam sah es aus, daß man fast war von Sinnen,
Und eben war die Zeit, sich zu befehlen Gott,
Als der allein zu helfen weiß aus solcher Not:
An einem stillen Ort, wir uns in sieben Stunden,
Bei finstrer dunkler Nacht in Sicherheit gefunden.“

Die spanischen Herren sagten nachher: ein solcher Sturm war es, als die Armada zerstreut wurde. Diese Reisebeschreibung war sein letztes Werk: er stand auf, ging weg und gab gute Nacht. Im siebenzigsten Jahre (1650) litt er sehr an Engbrüstigkeit, er arbeitete trotzdem und ließ sich noch an seinem Todestage ankleiden. Mit leiser Stimme rief er noch: „Ach Jesu! Ach Gott! Ich habe nur ein Herz, das kann mir kein Mensch stärken.“ In dem Sterben seiner ersten Frau und der von ihr empfangenen zwei Kinder während anderthalb Jahren hatte er schon Todesleiden durchrungen.

Quellen:

D. a. W. von Zahn.

Die Baden-Durlacher

1. Ernst Friedrich, Markgraf

Ernst Friedrich wurde im Jahre 1560 geboren als der älteste Sohn des Markgrafen Karl II. von Baden-Durlach und der Kunigunde, einer gebornen Prinzessin von Brandenburg-Bayreuth, der Schwester der ersten Gemahlin des Kurfürsten Friedrich des Frommen von der Pfalz. Seine gelehrte Ausbildung empfing er auf der Universität Tübingen, worauf er nach der Sitte seiner Zeit einige Jahre sich in fremden Ländern umsah. In die Heimat zurückgekehrt bildete er sich in den Regierungsgeschäften bis zu seiner Volljährigkeit im Jahre 1584 aus, wo er dann die Regierung des ihm von den bisherigen Vormündern überwiesenen Landesteiles Durlach, Pforzheim u. a. antrat, während seinem zweiten Bruder, dem nachher römisch gewordenen Jakob III. die Markgrafschaft Hochberg und dem jüngsten, dem lutherisch gebliebenen Georg Friedrich Sulzburg anheimfiel.

Für die reformierte Lehre wurde der junge Markgraf Ernst Friedrich vornehmlich durch Johann Pistorius, einen Hessen, welcher bei seinem verstorbenen Vater Rat gewesen und deshalb bei dem Sohne in hohem Ansehen stand, gewonnen. Der Bemühung dieses Mannes, welcher, wie bekannt, in der Folge ebenfalls ins römische Heerlager überging, ist es zu verdanken, daß er sich vorerst zur Unterschrift der Konkordienformel nicht verstand. Als 1586 das Durlacher Gymnasium eröffnet wurde, berief er reformierte Lehrer an dasselbe und unterstützte sie sowie ihre Schüler in großmütigster Weise. In seiner reformierten Überzeugung wurde er noch mehr befestiget durch das maßlose Auftreten der damaligen Lutheraner gegen Andersdenkende. Doch wagte er erst mit äußerster Vorsicht im Jahre 1595 zugunsten des reformierten Bekenntnisses Änderungen im kirchlichen Wesen vorzunehmen. Eine wesentliche Unterstützung fand er in solchen Bestrebungen an dem gelehrten Juristen Justus Reuber, der 1598 aus den pfälzischen Diensten in die seinigen trat, und an der höchst originellen westfälischen Edelmann Johann von Münster zu Vortlage, welchen er als Obervogt zu Pforzheim anstellte. Auf jenes Rat errichtete der Markgraf auf seinem Schlosse Staffort, wenige Stunden von der Stelle wo heute Karlsruhe steht, eine Druckerei, um durch die Macht der Presse die reformierte Lehre gegen Angriffe verteidigen wie auch unter dem Volke verbreiten zu können. Unter den hier gedruckten Schriften sind es namentlich zwei, welche Sensation erregten und eine ganze Sturmflut von Gegenschriften seitens der sächsischen und württembergischen Theologen heraufbeschworen, nämlich: „Kurze und einfältige Bekenntnis, nach welcher die Kirchen- und Schuldiener der Markgrafschaft Baden sich in Lehr zu halten haben,“ sowie das unter dem Namen „Stafforter Buch“ bekannte: „Christlichs Bedencken und erhebliche wohlfundirte Motiven des Durchl. hochgeb. Fürsten und Herrn, Herrn Ernst Friedrich etc. welche ihre fürstl. Gn. bis daher von der Subscription der Formulae Concordiae abgehalten, auch nachmaln dieselbige zu unterschreiben Bedenkens haben. Sammt I. F. Gn. Konfession und Bekenntnis über etliche von den Evang. Theologen erweckte strittige Artikel.“ 1599. In letzterem Werke, welches er seinem Bruder Georg Friedrich gewidmet hat, verteidigt er nicht nur mannhaft seine reformierte Überzeugung, sondern widerlegt auch auf geschickte Weise, meistens mit Luthers eigenen Worten, die neuersonnenen ubiquitistischen Irrtümer des Konkordienbuches. „Aus diesem wenigen, schließt er, haben E. L. und ein jeder christlicher unparteiischer Leser so genug sich zu besichtigen, was die Verfasser mit diesem unzeitigen Buch eingeführt, wie sie Kur- und Fürsten also schändlich und fälschlich unter dem Namen göttlichen Worts, der Augsburgischen Konfession u. a. Konfession Bücher verführet haben und sich mit Lutheri Namen wollen weiß waschen, als wider welchen niemand nicht schreiben dürfte, da doch Lutherus seine Bücher also zu lesen begehrt (wie aller Menschen Schriften gelesen sollen werden), nämlich daß man sie nach der Richtschnur göttlichen Worts halte, und, was demselben entge-

gen, billig meiden soll, welches, da es heutiges Tages geschähe, würde verhoffentlich nicht so viel Streit in der Kirche Gottes sein.“

Leider fand der feingebildete Fürst mit solchen höchst milden und richtigen Grundsätzen am wenigsten Anklang bei seinem Bruder. Diesem Umstande ist es denn auch zuzuschreiben, daß außer der Geistlichkeit sich auch mehrere Beamten des Markgrafen den kirchlichen Reformen desselben zu widersetzen wagten. Daher sah sich dieser in die Lage versetzt, solche von ihren Stellen zu entlassen und diese mit Reformierten zu besetzen. So erhielt die Residenz Durlach ungeachtet ihres lebhaften Widerspruchs auf einmal drei reformierte Prediger. Als dieses am 30. August 1601 auch in Pforzheim geschehen sollte, baten die Bürger dringend um anderweitige lutherische Pfarrer. Als sie abschläglichen Bescheid bekamen, schlossen sie am 11. September 1601 ein Bündnis und schwuren lieber zu sterben als eine Religionsänderung sich gefallen zu lassen. Aller Aufforderung und Drohung des Landesherrn gegenüber verharrete diese Stadt in ihrer Opposition.

Der Obervogt von Pforzheim, der genannte Johann von Münster, hatte während dieser Unruhen in Remchingen seinen Sitz nehmen müssen. Kurze Zeit nach diesem Aufstande zu Pforzheim traf er zwei schlichte Landleute unterwegs an, welche auf den Markt nach Durlach gingen. Aus dem Gespräche, welches er mit ihnen anknüpfte, ersehen wir, wie sehr die Abneigung des Volkes gegen die reformierte Konfession auf Unwissenheit und Verhetzung beruhte. Nachdem von Münster in seiner leutseligen Weise diese Leute belehrt, wie die Reformierten in den Sakramenten, in Zählung der zehn Gebote u. a. nur nach der Schrift gehen, riefen sie aus: „Das haben wir noch niemals gehört. Wohlan, so hat unser gnädiger Fürst und Herr und Ihr recht. Warum mögen doch dann die Pforzheimer also der Bibel widerstreben? Gott sei es geklagt, der bessere es.“ Worauf von Münster zu ihnen sagte: „O ihr lieben Leute, Ihr seid gelehrter in eurer Einfalt als alle ubiquitistischen Priester. Ich mag wohl mit Christo rufen Matth. 11,25: Ich preise dich Vater etc.“

Am 14. April 1604 brach der Sturm in Pforzheim von neuem los und zwar heftiger denn vordem. An der Spitze mehrerer Fähnlein Soldaten zog der Markgraf gegen die unfügsame Stadt, welche sein Leben so sehr verbitterte. Da machte Gott der Herr selbst seinem Leben ein Ende. Unterwegs auf dem Schlosse zu Remchingen traf ihn ein Schlagfluß. Nun wurde die Leiche dieses Fürsten, der inmitten des Streites in die ewigen Wohnungen des Friedens geführt wurde, in stillem Zuge in die Tore von Pforzheim eingeführt, um im dortigen fürstlichen Erbbegräbnisse beigesetzt zu werden. Sein Werk aber, welches er in bestgemeinter Absicht unternommen, wurde von seinem Bruder Georg Friedrich, an welchen sein Land wegen seiner Kinderlosigkeit fiel, alsbald wieder niedergerissen, und lutherisches Wesen im Sinne der Ubiquitisten an dessen Stelle gesetzt.

Quellen:

Vierordt, Gesch. der evangel. Kirche in dem Großh. Baden. II. Karlsruhe.

Das Staffortische Buch.

J. von Münster, der bellende Hund gegen Wölfg. Helvicum. Frankf. a. M. 1621.

Die Bentheimer

1. Arnold II. Graf zu Bentheim-Steinfurt-Tecklenburg-Rheda

1572–1606

Arnold II. als Graf zu Bentheim und III. als Graf zu Steinfurt, ist geboren den 11. Oktober 1554 auf dem Schlosse Dinkelrode zu Neuenhaus als einziger Sohn des Grafen Eberwin III. von Bentheim-Steinfurt und der Gräfin Anna, der alleinigen Tochter des Grafen Konrad von Tecklenburg und Rheda, welche nach ihres Vaters Tode 1556 dessen Lande erbt. Das eheliche Glück dieser beiden Gatten war nur von kurzer Dauer. Das unbeständige Wesen Eberwins ließ gar bald die Liebe zu seiner Gemahlin in seinem Herzen erkalten. Seinen Haß gegen die Reformierten, für welche die Gräfin Anna frühe sich begeisterte, übertrug er allmählich auf diese, als sie ihn für die Lehre derselben eifrigst zu gewinnen suchte. Im Jahre 1560 ließ er sogar diese seine treue Gattin auf ihrem väterlichen Schlosse Tecklenburg in den Turm werfen und hart behandeln. Nur der List des Grafen von Oldenburg, welcher Mitleiden hatte mit ihrem tragischen Geschicke, verdankte sie ihre Befreiung aus solcher schmachvollen Gefangenschaft. Aus Furcht vor dem unnatürlichen Gatten zog sie sich nun nach Osnabrück in einen burgartigen Hof zurück. Doch schon am 19. Februar 1562 starb Graf Eberwin im Alter von erst 26 Jahren und die so unwürdig behandelte edle Frau kam nun als Vormünderin ihrer beiden Kinder, ihres Sohnes Arnold und ihrer Tochter Walpurga, zur Regierung. Die Erziehung derselben leitete sie mit Sorgfalt anfangs selbst nach den Grundsätzen der reformierten Kirche. Nachher ließ sie ihren Sohn Arnold von trefflichen Lehrern in guten Künsten, Sprachen und ritterlichen Tugenden aufs beste unterweisen. Seine weitere Ausbildung erhielt derselbe dann an dem fürstlichen jülich-schen Hofe und auf der hohen Schule zu Straßburg. Von hier zog der junge Graf nach Paris, um dessen Gelehrte zu hören. Die Schrecken der Bartholomäusnacht (24. August) 1572 trieben ihn aber in die Heimat zurück. Hier übernahm er nun selbst die Regierung und trat am 24. Juni 1573 in die Ehe mit Magdalene, Gräfin von Neuenar und Limburg, welche ihm als Heiratsgut zubrachte die Herrschaften Bodenburg, Alpen und Helfenstein, zu welchen sie nach dem Ableben ihres Veters, des Grafen Adolf von Neuenar, welcher keine Kinder hinterließ, die Grafschaft Limburg, die Herrschaft Lennep und die Erbvogtei über die Stadt und das Erzstift Köln erbt. Auf diese Weise dehnte sich die Herrschaft des Grafen Arnold auf einen so großen Länder-Komplex aus, wie dieses weder vorher noch nachher bei einem bentheimischen Grafen der Fall war. Als seine Mutter am 23. August 1582 gestorben war, ließ sie Arnold in der reformierten Kirche zu Bentheim neben den Gebeinen ihres einstigen Gemahls beisetzen.

Was nun die Einführung der reformierten Lehre in seinen Landen betrifft, so ging dieser Graf damit sehr vorsichtig zu Werke. Denn er wollte solches nicht mit Zwang, sondern durch die Macht der Wahrheit, durch die reine Verkündigung des Wortes ausführen. Bereits 1574 hatte seine Mutter in Tecklenburg reformierte Prediger angenommen. Auf ihren Rat hatte Graf Arnold im folgenden Jahre den Pastor auf dem adeligen Hause Merfeldt bei Dülmen im Münsterlande, Johann Kemmener, auf sein Schloß Bentheim kommen lassen, wo derselbe in der dortigen Kapelle am 5. Dezember das Abendmahl nach reformiertem Ritus austeilte. Einige Wochen später nahm der Graf diesen Mann ganz in seine Dienste und säuberte durch ihn in Bentheim selbst die Kirchen von den römischen Altären, Heiligenbildern und ähnlichem. Von seinen Hofräten unterstützte ihn in seinen Reformbestrebungen vornehmlich Johann von Münster zu Vortlage. Auf dessen Anregung versammelte er im Jahre 1587 die Pastoren von Schüttorf, Tecklenburg und Nordhorn sowie Kemmener und seine ersten Beamten in Tecklenburg, um die durchgängige Einführung des reformierten Kultus anzuordnen. Die Kirchenordnung seines Schwagers, des Grafen Adolf von Neuenar-Mörs-Limburg, legte

Arnold zur Begutachtung vor und adoptierte dieselbe für seine Länder. Noch vor dem Weihnachtsfeste wurde mit Wegräumung der Altäre und Bilder begonnen, und dagegen, nach dem Zeugnisse Johann von Münsters, der reine Gottesdienst nach dem Gesetz und Zeugnis überall angerichtet. In Lengerich, woselbst vordem ein schwitzendes Margaretenbild sich befand, zu dem gewallfahrt wurde, brachte von Münster an die Stelle der ungeeigneten Aufschriften in der Kirche solche an, welche mit der Ehre und Hochachtung Gottes sich reimten.

Hierauf erweiterte der Graf zum Besten der Kirche die Schule zu Schüttorf 1589 zu einem akademischen Gymnasium und verlegte dieses 1591 wegen der günstigeren örtlichen Lage und der Leutseligkeit seiner Bewohner nach Burgsteinfurt. Die tüchtigsten Kräfte berief er an diese von ihm reichlichst fundierte Anstalt, wie Konrad Vorstius, Johann Althus, Klemens Timpler, Anton Perizonius u. a. Gegen Ende des Jahres 1596 trug der Graf sämtlichen Predigern auf, da bislang die neuen Reformen noch nicht in allen Gemeinden durchgeführt waren, Beschlüsse darüber, besonders über die Beseitigung aller aus dem Papsttum noch vorhandenen Überreste zu fassen, welche er im März 1597 genehmigte. Epochemachend ist die auf den 12. Dezember 1604 nach Schüttorf berufene Synode der Grafschaften Bentheim, Steinfurt und Tecklenburg geworden. Denn diese bis zum 19. desselben Monats tagende Versammlung, welche sich mit den wichtigsten Fragen der Fortpflanzung der reformierten Lehre beschäftigte, bestimmte für jede Gemeinde einen Kirchenrat (Presbyterium), welcher Zucht und Ordnung zu handhaben hatte. Den Sitzungen dieser ersten Landessynode wohnte der Graf selbst mit seinen Söhnen bei. Nach Verlesung der Akten ermahnte er alle Anwesenden in herzandringender Ansprache, standhaft und treu in dem guten reformierten Bekenntnisse zu verharren, und ließ sich darauf von seinen Söhnen, dann von den Beamten und Predigern die Hand zur Erhärtung ihres Versprechens der Treue und des Gehorsams gegen dasselbe geben. Nachdem der Graf und der Pastor Hermann Strick von Neuenhaus im Namen der ganzen Versammlung das Protokoll der Synode unterschrieben hatten, wurde diese mit einem inbrünstigen Gebete geschlossen.

Das Symbol des Grafen Arnold war: *Justitia et pietas*, Gerechtigkeit und Frömmigkeit. Solches führte er nicht im Munde, es lebte in seinem Innern. „Denn Ihre Gn., wie sein Leichenredner trefflich sagt, haben nicht allein für ihre eigene Person Gott von Herzen gefürchtet, geliebt und täglich angerufen, und sonst sich fleißig zum Gehör göttlichen Worts gehalten, den christlichen Versammlungen und Predigten gern beigewohnt und das Sakrament des Abendmahls Jesu Christi mit gebührender Andacht und christlicher Vorbereitung oft gebraucht, alle andere Stücke des öffentlichen Gottesdienstes mit rechtschaffenem Ernst immer verrichtet, sondern auch, als einem Pfleger der Kirche Christi und gottseliger hoher Obrigkeit wohl anstehet, das ministerium oder Predigtamt treulich unterhalten und mit guter Disziplin und nützlicher Ordnung herrlich gezieret und Kirchen und Schulen nach bestem Vermögen befördert, damit auch anderen Leuten und sonderlich I. Gn. anbefohlenen treuen Untertanen durch solche Mittel zu ihrem ewigen Heile möchte gedienet werden.“

Auch auf das zeitliche Wohl seines Volkes war Graf Arnold in allerlei Weise bedacht, wie er denn in den niederländischen Kriegswirren, welche auch seinen Landen schwere Opfer auferlegten, stets bemüht war, seinen Untertanen solche mildern zu helfen. Sein Name ward in der ganzen damaligen reformierten Welt hochgeachtet. Die berühmtesten Gottesgelehrten widmeten ihm ihre Werke, wie der Herborner Professor Johannes Piscator seinen Kommentar zum Ev. Johannis, der Heidelberger Daniel Tossanus sein liebliches Buch: *de vera consideratione et usu salutari doctrinae de providentia*.

Im letzten Jahre seines Lebens war der Graf fast unaufhörlich krank. Doch zeigte er keine Ungeduld, sondern nahm alles, wie sein Leichenredner bestätigt, aus Gottes Hand mit demütigem Herzen

an. Was er einst auf eine Schrift Augustins, welche er 1603 der Pfarrbibliothek in Tecklenburg schenkte, schrieb:

Auf Gott allein ich hoffen will,
Dieweil da währt mein Lebens Ziel,
Dann Er bei mir sich find bereit,
Aus Not zu helfen alle Zeit. –

erfuhr er nun herrlich an sich. Er ging, nachdem er noch vor seinem Ende den aus dem Opfer Christi am Kreuze seinem Volk zufließenden einigen Trost im Leben und im Sterben mit lautem Ja dem Professor Vorstius bestätigt hatte, still und selig ein in die ewigen Friedenshütten am 11. Januar 1606, aufs tiefste betrauert von seinen Untertanen. Seine Leiche wurde von dem Schlosse Tecklenburg am 22. Februar nach Bentheim gebracht und in das von ihm errichtete Gewölbe in der reformierten Kirche beigesetzt am 26. d., wobei der genannte Vorstius die Predigt hielt über Ps. 90,12.

Seine Gemahlin, mit der er elf Kinder hatte, von denen jedoch drei in früher Jugend starben, lebte noch bis zum Jahre 1627. Sein Land verteilte der Graf vor seinem Ableben unter seine fünf Söhne in der Weise, daß 1) der älteste, Adolf, Tecklenburg erhielt, welcher der Stammvater der noch lebenden Fürstenfamilie von Tecklenburg-Rheda wurde. Seine Gemahlin war Margareta, Gräfin von Nassau. 2) Arnold Jobst erhielt die Grafschaft Bentheim. 3) Wilhelm Heinrich bekam Steinfurt. Zur Gemahlin nahm er Anna Elisabeth von Anhalt. Da er frühe starb ohne Erben, so fiel seine Grafschaft wieder an Bentheim. 4) Konrad Gumbrecht wurde die Grafschaft Limburg zugeteilt. Zur Gattin hatte er Johanna Elisabeth von Nassau-Dillenburg. Er starb schon 1618, ohne Kinder zu hinterlassen. 5) Friedrich Ludolf, welchem man Alpen gab, starb unverehelicht. Limburg und Alpen aber fielen an die drei noch lebenden älteren Brüder zurück. Die drei Töchter des Grafen Arnold waren: Anna, vermählt mit dem Fürsten Christian von Anhalt; Amöna Amalia, mit dem Fürsten Ludwig von Anhalt; Magdalena, mit dem Grafen Georg Ernst von Styrum.

Was aber der gottesfürchtige Graf Arnold für die Kirche Gottes einst getan, die Gebete und Tränen, welche er für deren Wohlergehen einstens vor Gott ausgegossen und geweint, das hat reiche Frucht getragen. Noch lebt sein Name im Gedächtnisse aller Reformierten der Grafschaft Bentheim fort und diese selbst ist ihres frischen Bekenntnisses der guten reformierten Lehre und ihres entschiedenen Christentumes willen heute noch eine Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen sein kann.

Quellen:

- J. F. von Raet von Bögelscamp, Bentheim-Steinfurtische, Lagische etc. Beiträge zur Geschichte Westfalens. Burgsteinfurt 1805.
Möller, Gesch. der vormal. Grafschaft Bentheim, Lingen 1879 (ein tendenziöses römisches Machwerk).
J. von Münster, Adeliges Discours. Frankfurt 1616. Vorsts Leichenrede.
Handschriftl. Mitteilungen des Hrn. Pastor em. Lampmann zu Ulsen a. dem Archiv der Bentheim, Prediger-
Classis.

2. Arnold Jobst, Graf zu Bentheim

1606–1643

Arnold Jobst oder Jost trat die Regierung in der Grafschaft Bentheim, welche ihm zugefallen war, gleich nach seines Vaters Tode an. Nach dem Ableben seines Bruders Wilhelm Heinrich 1632 erhielt er dazu dessen Anteil, nämlich die Grafschaft Steinfurt. Auch er war wie sein Vater erfüllt von heiligem Eifer für das Haus des Herrn. Eine von den bentheimischen Pastoren entworfene Kir-

chenordnung bestätigte er und setzte am 13. Oktober 1613 den sogen. Oberkirchenrat ein, eine kirchliche Oberbehörde, welche in selbständiger Weise die Interessen der reformierten Kirche zu verwalten hatte. Denn nach den reformierten und biblischen Grundsätzen soll die Kirche nicht durch staatliche bürokratische Fesseln in ihrem spezifisch kirchlichen Elemente und in ihrem Glauben gedrückt und bevormundet werden, sondern ihre Autonomie haben. Die Beschlüsse der Synoden von 1619 und 1624 bestätigte der Graf und half, wo er Gelegenheit fand, an dem Aufbau des Zions des Herrn. Leider zerfiel gar vieles wieder in den Schrecken und Nöten des damaligen großen deutschen Krieges. Sittenlosigkeit und Gottlosigkeit griffen um sich, und was diese nicht verhindern konnten, das taten die mörderischen Söldner aus Spanien, welche das Land verheerten, die Prediger vertrieben und den reformierten Gottesdienst verboten.

Inmitten solcher Unruhen ging Arnold Jost im Alter von 62 Jahren und 10 Monaten am 10. Februar 1643 auf seinem Schlosse zu Bentheim ein zur Ruhe des Volkes Gottes.

Er war vermählt mit Anna Amelia, einer Tochter des frommen Grafen Wolfgang Ernst von Ysenburg und dessen erster Gemahlin Anna, einer geborenen Gräfin von Gleichen. Geboren war dieselbe 1591 auf dem Schlosse Birstein: „Ihres gottseligen Wandels und eingezogenen Lebens wegen hat die Gräfin Anna Amelia bei jedermann ein großes Lob gehabt. Sie hat sich der Gottesfurcht, Ehrbarkeit, Demut und besonderer Wohltätigkeit gegen die Armen und Kranken beflissen. Obwohl sie in ihrem ganzen Leben, besonders im Alter, viel Kreuz, schwere Widerwärtigkeiten und große Krankheiten ausgestanden, so hat sie sich doch in allem dem Willen des Allmächtigen unterworfen und stets den Spruch geführt: Geduld überwindet alles. Daneben hat sie sich mit Lesung der heil. Schrift, Anhörung göttlichen Worts und fleißigem Gebrauch des heil. Abendmahles getröstet und in ihrem Glauben gestärkt.“ Ihre Ehe war mit sechs Kindern gesegnet, von denen aber drei in der Jugend starben. Den ältesten Sohn *Ernst Wilhelm* hatte Arnold Jost zu seinem Nachfolger in der Grafschaft Bentheim, den jüngeren Philipp Konrad in der Grafschaft Steinfurt bestimmt. Die einzige nach der Mutter benannte Tochter heiratete den Grafen von Effern. Die Gräfin Anna Amelie starb am 16. November 1667 auf dem Schlosse Steinfurt.

Quellen:

J. F. von Raet von Bögelscamp, Benth.-Steinf. Beiträge.

Möller, Gesch. von Bentheim. – Handschriftl. Nachrichten.

Gedächtnisrede auf die Gräfin A. Amelia von M. Konr. Neuber und Alb. Otto Villinger in Laubach.

Visch, Gesch. der Grafsch. Bentheim 1820.

3. Die Gräfin Gertrud von Bentheim

Nach dem Tode des Grafen Arnold Jost folgte ihm sein Sohn *Ernst Wilhelm* (1643–1693) in der Regierung von Bentheim nach. Dieser, geboren am 6. Dezember 1623 zu Bentheim, fand lange Wohlgefallen am ehelosen Stande, so daß sein jüngerer Bruder Philipp Konrad für sich und seine Nachkommen schon mit Sicherheit auf die Nachfolge in der Grafschaft Bentheim gerechnet hatte. Da wurde solche Hoffnung aber mit einem Male vereitelt. Eines Tages lernte nämlich der Graf ein adeliges Fräulein aus Holland, Gertrud von Zelst, die Tochter des Ritters Hartger von Zelst, Rats der Stadt Doetichem und Landrichters zu Zellern, kennen, welches bei seiner Schwester der Gräfin Anna Amelia zum Besuche war. Das ihm nach allen Seiten imponierende Wesen dieser jungen Dame bestimmte ihn, sich um ihre Hand zu bewerben. Am 22. August 1661 ließ er sich durch seinen Hofprediger Nicolaus Grimmelius mit ihr trauen. Die nächste Folge davon war die bitterste Feindschaft seines genannten Bruders gegen die Gräfin. Dieser gab sich alle erdenkliche Mühe, den Kindern aus dieser Ehe, als nicht legitim, die Nachfolge streitig zu machen.

Ernst Wilhelm besaß nicht die Charakterfestigkeit, welche in stürmisch bewegter Zeit ein Regent unumgänglich besitzen muß, wenn er nicht ein Spielball in den Händen mächtigerer Herren werden soll. Ohne alle Selbstzucht überraschten ihn die Verhältnisse in einem bloß passiven Zustande, in welchem er die heiligsten Verpflichtungen vergißt und Rettung bei dem Gegner sucht. Die Gräfin Gertrud suchte aus mütterlicher Fürsorge für ihre Kinder Schutz bei dem benachbarten mächtigen Bischofe von Münster, Christof Bernhard von Galen. Sie vergaß, daß dieser Fürst auch ein römischer Geistlicher war und bedachte so wenig, als heute noch Könige und Herren, wie teuer sie den Schutz bezahlen müssen, welchen sie bei dem Papste und seinen Würdeträgern suchen. Mit Freuden kam der Bischof ihrer Bitte entgegen, ja erwirkte sogar vom Kaiser ein Diplom, kraft dessen sie in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Damit war dieser jedoch nicht zufrieden, er wollte sich für seine Mühe auch bezahlt machen. Der Preis dafür sollte die Gewinnung der gräflichen Familie für die römische Kirche sein. „Welche Mittel, heißt es in der Ev. reform. Kirchenzeitung, in jesuitischer Weise durch den Zweck geheiligt, dabei angewendet wurden, ist nur teilweise bekannt geworden, Und wird auch wohl verborgen bleiben bis auf den Tag, wo die Bücher werden aufgetan werden und die unheilvolle, so vielfach fluchwürdige Geschichte des Jesuitismus wird geschrieben und zu lesen sein von jedermanns Augen.“ Allem Anscheine nach suchte man den unter dem Einflusse des gewandten Bischofes stehenden schwachen Grafen zuerst herüberzuziehen. Dem stand aber seine Gattin und sein erwähnter Hofprediger, ein geborener Hesse und eifriger Bekenner der reformierten Lehre, entgegen. So mußte er denn von beiden getrennt werden. Gelegenheit dazu fand sich, als der Graf im Jahre 1668 im Anfange August von der Beerdigung seines Bruders Philipp Konrad von Steinfurt nach Bentheim zurückkehren wollte. Der Bischof besetzte eiligst die Wege, sobald er von dieser Reise Kenntnis erhalten und hieß den Grafen in seinen Wagen steigen. Er wurde nach Coesfeld gebracht, wo ihm auf dem Schlosse eine Wohnung angewiesen wurde. Als seine Diener ihn ermahnt, im reformierten Glauben zu beharren, soll er die Hände gefaltet und tief geseufzet haben. In Sturmeseile wurde nun das Konversionswerk an dem Gefangenen vorgenommen. Der Bischof, ein Rat und vornehmlich der gewandte Jesuit Cörler unterzogen sich aufs eifrigste demselben. Nachdem letzterer den unglücklichen Grafen den 10. August von Mittag bis zum Abend bestürmt, hatte, willigte derselbe endlich ein und trat am folgenden Tage zur Papstkirche über. Später sprengte zwar Cörler das Gerücht aus, schon ein Jahr vorher hätte der Graf auf seinem Schlosse Bentheim heimlicherweise diesen Schritt gethan. Allein diese Lüge ist schon auf den ersten Augenschein greiflich. Zum Dank für seine Verleugnung der evangelischen Wahrheit und Kirche wurde der Graf von dem Kaiser beglückwünscht und zum Reichshofrat und Kammerherrn ernannt.

Als die Kunde von diesem verhängnisvollen Vorfalle nach Bentheim gekommen war, fühlten sich alle, am meisten aber die Gräfin, aufs tiefste erschüttert. Aber ihr lebendiger Glaube an den Herrn, ihren Heiland als ihren einigen Trost im Leben und im Sterben, gewährte ihr einen mächtigen Halt an dem heiligen Worte Gottes, daß sie bei dem tiefsten Wehe, welches ihr Herz durchzog, dennoch nicht zugrunde ging, vielmehr von da an eine Kraft dessen in sich verspürte, der in den Schwachen mächtig ist. Mit Recht nennt sie daher Visch eine Zierat ihres Geschlechts, wir aber setzen hinzu: eine Märtyrerin des Glaubens und eine Mutter in Israel. Voraussehend, was kommen würde, hatte sie sofort ihre vier ältesten Söhne nach Holland geschickt und unter den Schutz der Generalstaaten gestellt. Die Pastoren aber traten zur Beratung zusammen und beschlossen, die Apostasie des Grafen den benachbarten reformierten Kirchenbehörden kund zu tun und die Synode zu Cleve zu bitten, den Schutz und Schirm des Kurfürsten von Brandenburg für die reformierte Kirche der Grafschaft Bentheim erwirken zu wollen. Das Schreiben der Classis vom 24. Oktober 1668 wurde adressiert an den Hofprediger des erwähnten Kurfürsten, Johannes Hundius. Auf dieser Versammlung nahm die Classis das bis heute noch gebräuchliche Siegel an: ein Schiff, in dem der Herr

mit seinen Jüngern auf stürmischer See sich befindet, mit der Umschrift: Domine, salva nos, perimus (Mt. 8,25).

Inzwischen wurde der Graf zurückgehalten und eine Abteilung Münsterscher Söldner ausgeschickt, um im Namen des Grafen das Schloß Bentheim zu besetzen. Die Gräfin verweigerte aber den Eingang. Da zog der Bischof selbst an der Spitze von 4000 Mann heran. Aber auch ihm wagte die kühne Frau entgegenzutreten und das Schloß zu verteidigen. Nur durch Verrat konnte der Bischof in dasselbe gelangen. Er brachte den Grafen mit. Als bald sollte es offenbar werden, welche Umgestaltung vor sich gehen sollte. Am folgenden Tage, einem Sonntage, wollte der Hofprediger Sartorius die Predigt in der Hofkapelle halten. Die römischen Soldaten verspotteten und verhinderten ihn, worauf der Jesuit Cörlar Messe las. Der Bischof ließ 50 Mann Besatzung in dem Schlosse zurück nebst dem Jesuiten und dem Rate von Wiedenbruck, welche den Grafen zu überwachen hatten. Mit der Gräfin hoffte man jetzt keine Mühe mehr zu haben. Aber man hatte sich in ihr verrechnet. Nachdem alle Zureden, zur alleinseligmachenden Kirche des Papstes überzutreten, sich vergeblich erwiesen, so trennte man den Grafen von ihr. Nun war der Bischof Herr des Landes. Unter dem Krummstabe desselben wurden die reformierten Beamten entlassen, die Kirchengüter eingezogen und den Jesuiten zugewiesen. Der Graf selbst wurde, wie alle Apostaten, allmählich ein erbitterter Feind seiner früheren Glaubensgenossen, wie die bei dem Corpus Evangelicorum zu Regensburg im März 1671 eingereichten Gravamina der bedrängten Kirchen und Kirchendiener in der Grafschaft Bentheim deutlich beweisen. Trotzdem wurde die Lage der reformierten Prediger immer schlimmer. Sartorius wurde von Soldaten gewaltsam über die Grenze gebracht, Pastor Speckmann von Neuenhaus eingekerkert, Franck zu Schüttorf aus seiner Wohnung gewiesen u. a. m. Endlich besetzte man sogar den Oberkirchenrat mit römischen Mitgliedern. Um sich in solchem Wesen in keinerlei Weise aufgehalten zu sehen, hatte man die Gräfin nach Münster mit ihrem kaum geborenen Kinde eskortieren lassen, wo sie in das Haus des Bürgermeisters Römer gebracht wurde. Hier gab ihr der Bischof die Erklärung, daß sie ihren Gemahl nicht eher sehen würde, bis sie ihre Kinder aus Holland würde herbeigeschafft haben. Zuletzt zwang man sie, ein Schreiben an die Generalstaaten wegen Herausgabe ihrer Kinder zu unterschreiben. Eines Tages, als die Familie Römer sich abwesend befand, floh das arme Weib, welches bisher alle Drangsale ertragen. Glücklicherweise gelangte sie über die holländische Grenze. Wiederholt richtete sie aus, diesem Lande Briefe an den Grafen Ernst Wilhelm, ja erbot sich sogar mit den Kindern zurückzukehren, wenn zuvor genügende Garantie geleistet würde, daß man diese bis zu ihrer Volljährigkeit unbehelligt bei dem reformierten Glauben belassen würde. Ihr Gemahl antwortete nicht, vielmehr durfte nicht antworten. Der Bischof und seine Jesuiten aber brachten es dahin, daß der Graf sich von dieser seiner treuen Ehegattin scheiden ließ und diese seine bisherige Ehe mit ihr für eine morganatische erklärte. Das Dekret des Bischofes, welches diese Ehe für aufgehoben erklärt, ist datiert vom 8. Juni 1678. Bald nachher ging der Graf eine neue Ehe ein mit Anna Isabella von Limburg-Bronckhorst-Styrum zu Gehmen, einer römischen Grafentochter. Als die Gräfin Gertrud die Kunde von dieser Wiederverhehlung empfangen, brach sie, das schwergeprüfte Weib, zusammen. „Alles kann die Liebe tragen, soll sie gesagt haben, nur keinen Treubruch.“ Um ihrer Kinder willen reichte sie beim Haager Gerichtshofe am 5. August 1678 einen Protest gegen die Wiederverheiratung ihres Mannes ein und legte sich einige Tage darauf aufs Krankenbett. Bewährt im Glauben und auserwählt gemacht in Ofen der Trübsale starb sie mit dem Worte der Verzeihung auf den Lippen gegen den treulosen Gatten und den Mörder ihres ehelichen Glückes am 29. März 1679 im Haag.

Da Ernst Wilhelm von der Gräfin Anna Isabella nur eine Tochter hatte, so setzte er, um seine Söhne aus seiner ersten Ehe von seiner Nachfolge auszuschließen, den einzigen Sohn des Grafen

Philipp Konrad von Steinfurt, Arnold Moritz Wilhelm (1693–1701), ebenfalls einen Konvertiten, in diese ein. Die evangelischen Staaten, besonders das reformierte Brandenburg, suchten dagegen für die Söhne der Gräfin Gertrud die Grafschaft Bentheim, welche eine Domäne Roms zu werden drohte, zu retten. Am 8. Mai 1691 kam der Bielefelder Vergleich zustande, wonach diesen zugeteilt wurde die Herrschaft Alpen, Wevelinghofen, die Grafschaft Limburg und Steinfurt mit dem Erbfolgerecht auf Bentheim für den Fall des Absterbens des Grafen Arnold Moritz Wilhelm ohne männliche Erben. Als der letzte Nachkömmling dieses Stammes 1803 gestorben war, kamen die Nachkommen der Gräfin Gertrud in dem Grafen und Fürsten von Bentheim-Steinfurt Ludwig Wilhelm I. Geldrich Ernst in Bentheim zur Regierung. Also „siegte die verstoßene und verachtete Gertrud in ihren Kindern über Bernhard von Galen, und über den Trümmern des gestürzten stolzen Jesuitenbaus weht hoch durch die gesegneten Lande das lichte Siegesbanner des Protestantismus. Die Titanen erlagen im Kampfe mit dem Himmlischen.“

Auf den letztgenannten Fürsten von Bentheim folgte 1817–1866 dessen ältester Sohn Alexis Friedrich, vermählt mit der Fürstin Wilhelmine Karoline Friederike Marie von Solm-Braunfels. Nach seinem Tode, 3. November 1866, erhielt wiederum der älteste Prinz die Nachfolge: Ludwig Wilhelm II., geboren den 1. August 1812. Mögen die Gebete seiner edlen Ahnfrau auf ihm und seinem Lande ruhen!

Quellen:

Möller, Visch, v. Bügelscamp.

Von Schauroth, Sammlung aller Conclus. des Corpus Evangel. Regensburg 1751. 1. Bd. S. 99 ff.

J. G. Mülder, die Gräfin Gertrud von Benth. Leer 1878.

Ev. Reformierte Kirchenzeitung (Erlanger) 1857, S. 245 ff.

Die Brandenburger

1. Johann Sigismund

1572–1619

Er ist am 8. November 1572 zu Halle geboren, als der älteste Sohn des damaligen Administrators von Magdeburg und Kurprinzen von Brandenburg Joachim Friedrich und der Katharina von Brandenburg-Küstrin. Er verlebte seine Jugend in Halle und hatte den ersten Hof- und Domprediger Simon Gedicke zu seinem Religionslehrer. Der rohe Fanatismus dieses Mannes, mit der er die reformierte Kirche zu den „Mamelucken“ wies und in der entsetzlichen Streitweise der damaligen Zeit über die Genossin desselben Glaubens herfiel, hat sich später noch mehr gezeigt, doch lebte er schon damals in ihm und war bemüht, in das Herz des Schülers gleiche Abneigung und Haß zu säen. Er hat dadurch das Gegenteil bewirkt. Der allzu eifrige Lehrer erregte zweifelnde Bedenken und trieb Johann Sigismund zu eigenen Studien an. Dazu fehlte es ihm nicht an Begabung: er war nachdenkender, strebsamer Art, voll Trieb zu lernen. Das Lateinische sprach er fertig, meinte, er hätte noch mehr lernen können, wenn er besser angehalten worden wäre. Er wünschte Reisen zu machen, doch erlaubte man es ihm nicht. In dem Anhören von Predigten war er sehr fleißig, auf einer Schreibtafel verzeichnete er sich die Ordnung der Gedanken und nahm sie nachher noch einmal durch. In der Bibel bewandert, hatte er sich wie sein Vater ein eigenes Spruchbüchlein gemacht, worin er sich die bedeutendsten Sprüche der heiligen Schrift abgeschrieben hatte, aus denen man lernen kann, christlich zu leben und selig zu sterben. In demselben fanden sich auch Gebete, die ihm lieb waren und die er täglich sprach. Die Psalmen hielt er vor allem hoch, bestimmte öfter diejenigen, welche in der Kirche gesungen werden sollten und Psalm 125 nannte er *seinen* Psalm.

„Die auf den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, sondern ewiglich bleiben wie der Berg Zion.“ Dieser Psalm ist auch seinem zinnernen Sarge eingegraben. Als er einst in Dresden war und man ihm verbot in seinem Gemach seinen Hofprediger predigen zu lassen, was man doch dem österreichischen römischen Leopold erlaubte, blieb er in so ruhiger Sammlung, daß er selbst seinen Hauptgegner den Oberhofprediger Höe von Honegg bitten ließ, morgens früh zu ihm in sein Zimmer zu kommen, da er ihm einige biblische Fragen vorlegen wolle. Er zeichnete sich mehrere Stellen der Schrift zu diesem Zwecke an, sein Gegner blieb aber aus. Manchen Prediger wußte er durch seine Entgegnungen verstummen zu machen, doch nahm er gerechten Tadel gegen sich selbst gut auf und ließ sich bald bewegen lieber den Sabbat zu feiern als in Grimnitz der Jagdlust zu leben.

Mehr aber als seine geistige Selbständigkeit entfremdete ihn seine zarte, milde Empfindungsweise seinem Lehrer Gedicke. Sein Großvater nannte den Jüngling seine beste Freude und den Trost seines Alters und wollte ihn nicht von sich fortlassen. Innig und warm sind seine Briefe an den geliebten Christian II. von Sachsen und er unterschreibt sich in ihnen: „allezeit dienstwilliger und im Herzen getreuer und zuverlässiger vielgeliebter Bruder die Zeit meines Lebens bis in den Tod.“ Oder er sagt: „Der gute und getreue Gott helfe uns zu lieb Freuden Frieden und Einigkeit zusammen und stürze alle diejenigen, die solches hindern wollen, Amen, Amen, Amen, der helf uns zusammen, hiemit E. L. in den starken Schutz des Allerhöchsten, mich aber in ihr altes treues und brüderliches Herz befehlend.“ Diejenigen, die ihm einen Beinamen gegeben, haben ihn den Gütigen genannt. Er war freundlich und wohlwollend, vergab gerne, reichlich teilte er Almosen aus nach einer glücklichen Reise oder bei der Feier der Kommunion. Wir werden später sehen, wie er bei seinem Übertritt eigentlich nur sich selbst die Freiheit seines Bekenntnisses verschaffen wollte, wie wenig er gegen sein Land drängerisch auftrat. Seine Nachgiebigkeit wurde oft Schwäche und Weichlichkeit, oder er durchbrach sie einmal in heftigem Auffahren. An seiner aufrichtigen Gesinnung haben seine bitter-

sten Feinde nicht gezweifelt. Hutter nennt ihn einen Herrn von gutem treuherzigem Gemüte, Cyprian den glorwürdigsten von Herzen frommen Kurfürsten.

So war der Charakter des Mannes, welcher das brandenburgische Regentenhaus der reformierten Kirche zuführte. Sein Übertritt folgte nicht gleich seiner inneren Befestigung in der neuen Wahrheit. Lange verbarg er seine Gesinnung, die ihm aus der sorgfältigen Lektüre von reformierten Schriften immer gewisser wurde und die ihm ein Besuch in Heidelberg bei Gelegenheit der Verlobung seines Sohnes mit einer pfälzischen Prinzessin versiegelte. Das Gelöbniß, das er in seiner Jugend in der Kirchstube auf der Moritzburg zu Halle getan hatte, bei der Formula Concordiae zu beharren, hielt ihn immer noch zurück. Seine natürliche Weichheit vermehrte seine Not. Ein offenes Bekenntnis drohte die zartesten Bande zu verletzen, denn die Kurfürstin war eine eifrige Gegnerin seines oft angedeuteten Vorhabens. Sie wehrte nach Kräften, glaubte sie doch die Reformierten beteten einen bloßen Menschen an. Von Grund ihres Herzens war sie der calvinischen Lehre zuwider. Welche Kämpfe brachte dies alles dem ringenden Kurfürsten. Sollte er es gegen die Bitten seiner Frau, gegen alle politische Klugheit tun, denn mit der Freundschaft Kursachsens war es dann völlig aus, sein eigenes Land, die Marken und Preußen erregte er aufs gefährlichste und sie hatte er doch nur allein als sicheres Gut, Jülich lag noch ganz im Hader des Erbstreites. Wessen er von seinem Lande gewärtig sein mußte, zeigte die Erbitterung, welche der Übertritt des Prinzen Ernst, der in den französisch-reformierten Kreisen zu Sedan gelebt hatte und eine reformierte Abendmahlsfeier im Schlosse zu Berlin hielt, hervorrief. Als der Markgraf zu Jägerndorf zu gleicher Tat schritt, da begann schon Gedicke, der Dompropst in Berlin geworden war, die Stadt aufzustacheln. Gerade in dieser Zeit der Not, überall geängstigt und bedroht entschloß sich Johann Sigismund nicht länger zurückzuhalten. In dem Bekenntnis dessen, was ihm als unumstößliche Wahrheit galt, hoffte er seiner Seele Licht und Trost zu geben. Schon zu lange hatte er, wie er selbst klagte, gezögert.

Seinen Übertritt aus politischen Gründen zu erklären, ist man „müde geworden“. Wahr sang man damals:

„Nicht von der Kanzelgestühl, auch nicht von den Räten des Hofes
Seine lautere Lehr Brandenburg wurde gebracht.
Noch hat Wasser genug der tiefe Brunnen des Wortes,
Aus ihm schöpfte es voll: *Christus* lehrte es selbst.
Feindlicher Lügen Gedicht vergeblich streitet dagegen,
Es vertreibt sie das Licht, welches die Wahrheit umgibt.“

Am 18. Dezember 1613 wurde die Geistlichkeit von Berlin und Köln zu einer Versammlung aufs Schloß berufen. Der Kurfürst empfing sie mit seinen Geheimräten und dem Markgrafen Johann Georg. In einer längeren Rede eröffnete ihnen der Kanzler Pruckmann, daß der Kurfürst sich keine Herrschaft über die Gewissen anmaße, doch wolle er selbst seinem Gewissen gemäß verfahren. Das Schreien und Lästern auf den Kanzeln müßte aufhören, und es sei alles zur Erbauung der Kirche anzustellen. Weiter tat ihnen der Kanzler kund, daß der Kurfürst die Kommunion am 25. *Dezember dem ersten Weihnachtstage* nach reformierter Sitte zu halten gedenke.

Die Prediger beriefen sich nun auf den Revers, den der Kurfürst seinem Vater ausgestellt habe und erwähnten die Verpflichtung desselben gegen die Formula Concordiae. Pruckmann erwiderte, daß der Kurfürst bei seinem Regierungsantritt sich nicht zur Konkordienformel bekannt hätte und in Sachen Gottes könnten die Reverse nicht gelten.

Am Weihnachtstage feierte der Kurfürst im Dom das Abendmahl nach reformierter Weise. Die Hofprediger Füssel und Fink teilten es aus. Johann Georg, Graf Ernst Kasimir von Nassau, die Mit-

glieder des Geheimrates bis auf einen, die Herren von Puttlitz schlossen sich an. Eine kleine, aber getreue Gemeinde umgibt den Fürsten. Durch den Beitritt anderer vom Adel mehrte sie sich bald.

Am 24. Februar 1614 ging das Glaubensbekenntnis Johann Sigismunds in die Öffentlichkeit, ein Symbol des Friedens für die, die den Herrn aus aufrichtigem Herzen anrufen wollen, weise und vorsichtig in schwierigen Fragen, entschieden und gewiß in dem, was klarer göttlicher Wille ist.

Wo bekannt wird, da wird gelitten, man kann seinen Mund in der Welt nicht zur Ehre Gottes auf-tun, ohne geschmähet zu werden. Ob der Kurfürst auch betete: „Friede sei über Israel“, es sind nicht alle Israel und das „Scepter der Gottlosen“ regiert über die „guten und frommen Herzen“, wenn es auch zuletzt zerbrochen wird.

In Berlin kam es zu einem wilden Aufstande; die Ereignisse in Preußen waren noch demütigen-der und trauriger.

Neben dem Proteste des Volkes und der Landstände kämpfte gegen ihn in fast noch größerer Er-regtheit eine Menge von lutherischen Theologen in und außerhalb des Landes. Gedicke war frech genug, in seinem christlichen Berichte zu äußern: „es sei nichts Neues mehr, daß fromme Herr-schaften von besten Freunden und geheimsten vertrautesten Dienern, die das Spiel in Fäusten ha-ben, schändlich hinter das Licht geführt und jämmerlich betrogen würden.“ Der mächtigste Mann des wüsten Streitens war der Oberhofprediger Höe von Honegg, welcher sich bereitwillig dazu von Gedicke einladen ließ. Anfangs bezüchtigte er die reformierte Kirche nur, daß sie in siebzehn Lehr-punkten wider Gottes Wort sei, später steigerte er dies dahin, daß „die Calvinisten in 99 Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmen.“ Der Ruf: „lieber päpstisch als calvinisch“ war allge-mein. Der Gott der Calvinisten galt als der Teufel. Wir wollen nicht in diesen unflätigen Sumpf hin-absteigen. Die Erwiderungen der reformierten Theologen Bergius, Pelargus, Füssel und anderer führten mit Umsicht den unwiderleglichen Beweis, wie außer der mündlichen Nießung im Abend-mahle eine große Lehreinheit zwischen den beiden Bekenntnissen herrsche, wie Luther selbst in un-zähligen Ausdrücken das behauptete, was man jetzt als calvinistische Irrlehre verwerfe. Es möge der Unbefangene einmal die Schriften der Streitenden durchgehen und sehen, ob nicht die Reformierten durch Besonnenheit und Weisheit das Übergewicht haben, ja auch durch ihren gerechteren Wandel. Wie unlauter ist Höe von Honegg!

Nun in diesem Sturme seines Volkes und der Theologie blieb Johann Sigismund milde und gesammelt. Zu seinen Landständen hat er gesagt: „daß er wohl bis zum letzten Blutstropfen bei der er-kannten und bekannten Religion bleiben werde und sollte er auch der Kontribution tausend mal in Mangel stehen.“ Auf die Vorstellungen von Kursachsen erwiderte er: „von meinem Gewissen und Glaubensbekenntnis will ich vor Gott und allen Menschen Rechenschaft zu geben wissen, in allem anderen will ich D. L. getreuer, beständiger, unvoneinandergeschiedener Freund und lieber Bruder allzeit erfunden werden.“

In den Marken verzichtete er sogar auf das Recht an den Orten, wo er Patron war, einen Prediger von seiner Überzeugung anzustellen. Er begnügte sich mit seiner Domkirche in Berlin, nicht eine einzige Kirche oder Kapelle ging den Lutheranern verloren. Die im Lande zerstreuten Reformierten kamen nach Berlin zur Kommunion oder der Hofprediger des Kurfürsten hielt ihnen bei einer Reise seines Herrn eine Gastpredigt. Nur eine entschiedene Begünstigung der Reformierten erlaubte sich der Kurfürst: sein Hofprediger Bergius trat in das lutherische Konsistorium.

Die letzten Jahre seines Lebens kränkelte Sigismund vielfach und stand dann wohl am Fenster in seiner Kammer und sagte: „er wäre dieses Leben müde und satt, wenn sein lieber Gott kommen wolle, um ihn aufzulösen, er wäre schon bereit.“ Als er dem Kurprinzen die Regierung übertragen

hatte, sah er sich als Privatmann an und lebte im Hause seines Geheimkämmerers. Zum Abendmahl des Weihnachtsfestes 1619 kam er von einem Landaufenthalte nach Berlin, schon sehr hinfällig. Innerlich blieb er wachen Geistes und sang noch am Tage vor seinem Tode den sechsten Psalm bis zum Schlusse mit. Dann bat er, man möchte ihn in seiner Andacht nicht stören. Sein Wunsch, in seinem Gemach mit einem Freundeskreise noch die Kommunion zu feiern, konnte ihm wegen seiner Schwäche nicht gewährt werden. Auf die Frage der Kurfürstin, ob er bei seinem öffentlichen Glaubensbekenntnis beharre, versicherte er dieses. Man hörte ihn auch noch sprechen: „ich habe meinen Herrn Christum so feste in meinem Herzen, daß mir denselben niemand nehmen wird.“ Unter Psalmengesang und Gebet ist er am 23. Dezember gestorben. Die Kurfürstin berichtete an die Stände in Preußen: „ihr bester und fürnehmster Trost sei, daß wir gesehen wie mit so beständigem festen Vertrauen auf das einige vollkommene und hochteure Verdienst unseres getreuen Heilandes Jesu Christo S. Liebden ihr Ende vernünftig, christlich und selig geschlossen.“

Quellen:

Zahn, d. Zöglinge Calvin's in Halle a./Saale 1864. S. 117 ff.

Hering, histor. Nachricht v. Anf. der ref. Kirche in Preußen. 1878.

Kurbrandenburgisches Reformatiowswerk 1615.

Oratio secularis in memoriam a divo principe Johanne Sigismundo habita a Becmano 28. Dec. 1713. Francf.

Hases Kirchengeschichte von 1877, S. 432 f. Artikel von Hollenberg in der Realencyklopädie. I. Aufl.

2. Georg Wilhelm

1597–1640

Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg ist am 13. November 1597 geboren. Er war ein milder und leutseliger Fürst, doch meist mit den kleinlichen Interessen des damaligen Hoflebens beschäftigt ohne Kraft der Entscheidung in wichtigen Angelegenheiten. An die Genossenschaft des unlauteren Grafen von Schwarzenberg gebunden, mußte er die Schädigung des Wohles seines Staates und des kurfürstlichen Hauses durch diesen dem Kaiser ergebenden Katholiken erleiden. Seine Gemahlin *Elisabeth Charlotte*, die Schwester des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und ihre längere Zeit als Flüchtling bei ihm verweilende Mutter Luise Juliane, die Tochter Wilhelms von Oranien, erinnerten freilich den schwankenden Mann stets daran, daß Ferdinand II. zunächst die calvinistischen Reichsstände zu unterdrücken suche und daß man mit allen evangelischen Mächten sich vereinigen müsse. Er konnte keinen festen Fuß fassen und so ist ihm selbst das Regiment entglitten, um es an die Landstände und die auswärtigen Mächte abzutreten.

In seinen *rheinischen Landen* haben die Spanier und Holländer gehaust und erwies sich dort zuletzt auch der Kaiser unzuverlässig. In *Brandenburg* hat der Kurfürst machtlos seiner eigenen fanatisch lutherischen Mutter gegenüber gestanden, die das Herzogtum Preußen und die Rheinlande in die Hände lutherischer Prinzen spielen wollte und nach der Schlacht am weißen Berge durfte er selbst nicht die reformierten Flüchtlinge aufnehmen. Der Machtüberschreitung des Kaisers stand er parteilos gegenüber und statt auf den Rat seiner reformierten Freunde zu hören, folgte er dem verderblichen Schwarzenberg in den Bund des Kaisers mit der traurigen Erwägung: „Was geht mich die gemeine Sache an, wenn ich alle meine Ehre und zeitliche Wohlfahrt verlieren soll?“ Als Lohn für seine Stellung zum Kaiser wurde sein Land von Durchzügen der Truppen heimgesucht und die Reformierten vom Religionsfrieden (1629) ausgeschlossen. Gegenüber von Gustav Adolf kann er zu keiner Entscheidung kommen und muß erst gezwungen werden auf dessen Seite zu treten. Der

schlaue Schwarzenberg hat ihn dann von den Schweden getrennt und ihm so den Verlust von Pommern bereitet, sein Brandenburg aber den Erpressungen seiner eigenen Söldner preisgegeben.

In *Preußen* hat der Kurfürst dieselbe Zauderpolitik getrieben und hier ist er in den verwirrten Verhältnissen zuletzt ein Bundesgenosse der Schweden geworden. Der Frieden, der dem Herzogtum 1635 kam, hat es zur Zufluchtsstätte der Flüchtlinge aller Konfessionen und Parteien gemacht und ihm dadurch aufgeholfen. Für kurze Zeit hat sich Georg Wilhelm in Preußen gegen Polen aufge- rafft, bis auch hier ihm Schwarzenberg schadete und ihn für Polen stimmte – nur um mit all seinen Plänen zuschanden zu werden. „Nichts bezeichnet stärker den Grad der Schwäche und Indolenz des Fürsten, als daß er, unbekümmert darum, daß der größte Teil seiner Besitzungen am Rheine und in Brandenburg in fremder Gewalt und in tiefem Elende schmachtet, und in Preußen die Untertanen ihm wegen Steuerdruck aufsässig sind, nach wie vor auf seinem Schlosse Nauhausen bei Königs- berg den Freuden der Jagd und Trinkgelage sich widmet und in ihnen volle Befriedigung findet.“ Am 1. Dezember 1640 ist er zu Königsberg gestorben erst 45 Jahre alt: ein Beweis, daß man Calvi- nist sein kann ohne eine Spur calvinischer Zucht und Kraft und daß das Bekenntnis an und für sich noch nicht das Leben ändert und heiligt. Trotzdem hat dieser Fürst an dem reformierten Bekenntnis, das er schon vor seinem Vater in den jülichischen Landen angenommen, unbeweglich festgehalten und es in Brandenburg und Preußen mit seiner Person gegen das aufgeregte Volk und die Landstän- de unter den heftigsten Schmähungen geschützt, in Berlin die Domkirche für dasselbe für alle Zei- ten unwiderruflich bestimmt, in Königsberg den Hofgottesdienst gesichert und in seinem ausge- zeichneten Hofprediger Bergius, der ihm auch die Leichenrede gehalten, sowohl auf dem Gespräch zu Leipzig 1631 als auch in anderen Händeln einen gewandten und friedfertigen Verteidiger der gu- ten reformierten Sache gehabt, die überall die große Gemeinsamkeit der evangelischen Wahrheit im Bekenntnis und in der Politik ins Auge faßt. Die Lutheraner hat dieser Fürst mehr geschützt, als sie es damals verdienten und niemand mit Gewalt einen Glauben aufgezwungen, der nur durch Unter- richt angenommen werden könne.

Sein großer Sohn sollte ein neues Brandenburg schaffen. Auch seine Tochter Hedwig Sophie wurde eine berühmte Fürstin in Hessen.

Quellen:

Herings Beiträge I. Teil und die in der deutschen Biographie angegebenen Quellen.

3. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst

1620–1688

Er ist am 16. Februar 1620 in Berlin geboren. Der Geschichtsschreiber der preußischen Politik sagt von dem „Vater des preußischen Fürstenhauses“, dem Großen Kurfürsten: „Er hatte die Jahre, in denen der jugendliche Geist seine Richtung fürs Leben empfängt, in den Niederlanden verlebt, unter den Eindrücken großer Verhältnisse, weltumfassender Interessen, kühn fortschreitender Bil- dung, man darf wohl sagen, in der Atmosphäre eines neuen Zeitalters. Er lebte und wirkte in den Gedanken dieser neuen Zeit, in der der *reformierte* Geist die ganze Segensfülle seiner Wirkungen zeitigen zu sollen schien.“

Sowohl von dem, was Fürsten ihrem Volke zu leisten haben, als auch, was wieder ein solchen Fürsten sich hingebendes Volk vermag, bekam er in den Niederlanden die erhebensten und tiefsten Eindrücke. Die Nassauer hatten ihr Blut in Strömen für Niederland vergossen. Es war aus dieser Saat ein Staat und ein Volksleben aufgegangen, in dem eine kräftige Nationalität, eine mit tausend Opfern erkaufte Religion, eine mit wachsendem Wohlstand und Reichtum geschmückte Fortent-

wicklung in bester Eintracht verbunden waren. Das national Niederländische war zugleich das streng Reformierte und das Freiheitseifersüchtige in Staat und Kirche. Friedrich Wilhelm nahm von Holland die Überzeugung mit, daß der Fürst nicht um seinetwillen, *sondern um des Volkes willen da sei, für Gott und für das Volk* mit der ganzen Arbeit seiner Seele einzustehen habe. In ein ganz zerfallenes Haus, auf einen wüsten, unfruchtbaren Boden trat er mit solchen Antrieben: und es ist ihm gelungen, ein neues auf demselben zu schaffen und diesem neuen für ferne Zukunften seinen Geist einzuprägen. Preußen hat sich nie von dem Charakter seiner Gründung entfernen können, dieser aber ist wesentlich mit gebildet worden durch die Gaben und Kräfte der reformierten Kirche. Dessen sollen wir namentlich bei den wunderbaren Ereignissen unserer Tage dankbar eingedenk sein: Gott ehrend, der auf Brandenburgs Trümmerhaufen ein Gewächs anderer Zone pflanzte und demselben das glücklichste Gedeihen gab.

In allem zeigt sich der große Kurfürst als ein *reformierter* Fürst. Zunächst in seinem Verhältnis zu *Gott*, dessen lebendige Nähe, dessen stete bewahrende Führung er in allem seinem Tun glaubte, oft überrascht davon, wie Gott wieder bewiesen habe, daß er mit ihm sei. „Es ist Gottes Werk, der hat es getan“, so äußert er sich an dem herrlichsten Tage seines Lebens. Alle Staatsgeschäfte nahm er in sein Gebet auf, auch des Nachts sie fromm bedenkend und über sie um Aufschluß und Leitung bittend. Von Gottes Augen wünschte er beraten zu sein und zu seinem Lebensspruche erwählte er die Worte: Herr, tue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll. Ein dem calvinischen verwandtes Symbolum. Immer meinte er: „Gott täte ihm mehr Gutes, als er denken und wünschen könnte.“ Sein Sterbelager ist mit fürstlicher Erhabenheit umgeben und er hat sich nicht betrogen, wenn er eine stete Blüte für sich unter der Vorsehung Gottes erwartete. Mit welchen Empfindungen vernehmen wir heute seine im Tode triumphierend ausgesprochenen Worte: *semper florebo prospiciente Deo*.

Diese seine innere Freiheit in Gott hat ihn auch in allen seinen Staatshandlungen *frei und groß* gemacht. Indem er sich als „das oberste und älteste Haupt der Reformierten“ ansah, hielt er es für seine ihm von Gott auferlegte Pflicht und ehrenvollste Bemühung, überall für seine verfolgten und bedrängten Glaubensgenossen einzutreten. Wie ein Vater, so hat ihn Chodowiecki abgebildet, sammelt er die von allen Seiten ihm zuströmenden flüchtigen Kinder seiner Kirche: Mütter mit ihren Säuglingen, Greise und Kranke. Von welcher weittragenden Bedeutung diese seine Barmherzigkeit für die Blüte seiner Länder gewesen ist, für die geistige und materielle Entwicklung Brandenburgs, ist oft hervorgehoben worden. Es sind seine köstlichsten und ergreifendsten Briefe, welche er für die geschrieben hat, die „anmaßlich genug“ sein Bekenntnis teilten. An Ludwig XIV., an Victor Amadeus von Savoyen – an diesen mit besonderer Innigkeit und wärmster Überredung, ihm ausführlich sein eigenes Verfahren gegen Andersgläubige darlegend – an den Kaiser, an manchen deutschen Fürsten und diese und jene freie Stadt hat er oft kühne und mächtige Briefe für das bedrängte Volk Gottes gerichtet. Als der Anwalt und Schutzherr der betrübten Kirche stand er da: von ihren Feinden gehaßt und gefürchtet, von ihr selbst mit den heißesten Gebeten bewahrt. Nie hat ein Fürst so viele Tränen von solchen getrocknet, die um der Wahrheit willen litten, als Friedrich Wilhelm; und sagen wir zu viel, wenn wir in dem Wohnen und Thronen Wilhelms I. in den königlichen Prachthallen Ludwigs XIV. zu Versailles mit ihren heidnischen, den „durch sich selbst regierenden“ König vergötternden Bildern und Worten eine großartige und geschichtliche Rechtfertigung und Vergeltung der Werke des von Ludwig halb verachteten, halb gefürchteten Kurfürsten sehen? Man hat in der Predigt, mit der der begeisterte Gruß der deutschen Reichsboten an den evangelischen Kaiser eingeleitet wurde, im Anblick der durch die geschichtliche Rache nun ausgelöschten Bilder das Wort des Urahen mit Recht ausgerufen: „*Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.*“

Es war ein buntes Gemenge von verschiedenen Nationalitäten, das auf Brandenburgs Boden ein neues, vielseitiges Leben erweckte: Waldenser, Schweizer, Franzosen, Ungarn, Böhmen, Pfälzer fanden gastfreie Aufnahme und erklärten, daß ihnen „mehr Trost und mehr Gutes zuteil geworden wäre, als sie erhofft hätten.“ Jede Stadt, jedes Dorf, das diese fremden Elemente in sich aufnahm, bekam eine andere Gestalt. Es begann für dieselben eine neue Epoche, die sich merklich und heilbringend von der alten Zeit abhob. Berlins eigentümliche Bevölkerung läßt sich nur durch eine Vereinigung von altbrandenburgischen, jüdischen und französischen Bewohnern erklären. Die pfälzischen und französischen Kolonien und kirchlichen Gemeinden wurden das Salz der Gebiete, die sich ihnen öffneten. Freilich hatte oft nur der Kurfürst und seine reformierten Freunde, die die angesehensten Beamtenstellen besetzten und überall zu den Werken und Botschaften besonderen Vertrauens erwählt wurden, ein Verständnis für die soziale Wohltat, die Brandenburg mit der Ankunft der Flüchtlinge empfing: das Volk hat sie oft als Ketzer empfangen, die ungerecht bevorzugt würden.

Wie Holland, England und Brandenburg, als die drei reformierten Mächte, eine Koalition bildeten, so hatte letzteres wieder in der reichen Zusammensetzung seiner Flüchtlinge eine Koalition in seiner Mitte, welche die wichtigsten Verbindungen mit ihren Heimatländern unterhielt.

Die Vorliebe des Kurfürsten für seine besondere Konfession, die er überall durch Gründung neuer Kirchen und freigebiger Stiftungen zu fördern suchte, hat ihn nicht gehindert überall als der mächtige Hort der *allgemeinen* evangelischen Sache aufzutreten. Im Gegenteil: gerade in seiner reformierten Stellung fand er die Weite und Freiheit des Blickes, um gegenüber dem in den weitgehendsten Plänen vordringenden Romanismus sich der Lutheraner gleicherweise wie der Reformierten anzunehmen. Was Thomasius als ein „großes Geheimnis der göttlichen Providenz bezeichnet, daß in Brandenburg den unterworfenen Reformierten nicht ein lutherischer, sondern den Lutheranern ein reformierter Fürst und zwar Friedrich Wilhelm gegeben worden sei“: dies ist nicht allein bedeutsam für die Behandlung der Lutheraner in Brandenburg, welche neben freiem Gottesdienst nur unter dem scharfen Verbot aller gehässigen Polemik standen, sondern besonders auch für alle Bemühungen des Kurfürsten zu Gunsten des Protestantismus. Nur in reformierten Kreisen fand man damals diese heilige Begierde, gegenüber dem gemeinsamen Feinde die innere Not und Befehdung zu vergessen. In großen Scharen traten damals reformierte Lehrer auf, welche Eintracht unter den beiden evangelischen Konfessionen fordern und zugleich Wachsamkeit gegen die Anläufe Roms, das große Aussichten hatte des Evangeliums Herr zu werden. Er ist nicht nur ein eifriger Freund seiner Konfession, sondern auch ein weiser Gegner Roms, der im westfälischen Frieden die Reformierten und Lutheraner den Römischen als eine geschlossene Einheit gegenüberstellt; der 1653 die völlige Parität der evangelischen und katholischen Stände in der Reichsverfassung durchzusetzen sucht und es wenigstens für das Stimmenverhältnis in der Reichsdeputation erreicht; der ein eindringliches Interzessionsschreiben an den Kaiser bewirkt, in dem ihm, dem grausamen Unterdrücker der Evangelischen in seinen Erblanden, zu Gemüte geführt wird, daß auch die Evangelischen ihm Gut und Leben weihen, ohne Unterricht und Predigt eine wilde, freche Jugend erwachse, er daher freies exercitium religionis gewähren möge. Bei letzterer Gelegenheit hat er die schönen Worte gebraucht: „Die Lenker der Staaten dürfen die Angelegenheiten der Religion nicht zu den letzten rechnen; denn der Sterblichen Schicksal und Glück stehe in Gottes Hand und kein Dienst könne Gott wohlgefälliger sein, als auf rechtmäßige Weise den wahren Gottesdienst zu fördern, wie auch nichts der Menschlichkeit mehr entspreche, als den Kummer derer zu mildern, denen nur das Eine vorgeworfen werden könne, daß sie in gutem Glauben Gott zu dienen wünschten.“ Seine Rettungsversuche für die evangelische Kirche in *Schlesien*, *Polen* und *Ungarn* waren vielfach vergeb-

lich. Er hat dann wenigstens durch Stiftung von Bildungsmitteln für fähige Söhne aus jenen Gegenden, durch Bewilligung von Kollekten in seinem eigenen Lande denen zu helfen gesucht, die in dem ihrigen ganz preisgegeben waren. Mit dem ergreifendsten Lobe und rührendster Teilnahme haben seinen Tod die Litauer beklagt: ihr defensor fidei, ihr patronus und Vater sei gestorben, der mit seinem heroischen Geiste immer voll Teilnahme für sie geblieben wäre und sie in ihrem Elende aufrecht erhalten habe.

Für die Evangelischen in Ungarn hatte er einen besonderen Agenten in Preßburg, der dort den schrecklichen Fortgang des Zerstörungswerkes beobachten mußte; an den Kaiser schreibt er dann über seine große Betrübnis, daß die Vormauer der Christenheit immer mehr in Verfall gerate, daß dadurch den Türken, die bessere Religionsfreiheit gewähren, der Weg zu Invasionen gebahnt werde. Er erreichte nichts und mußte auch hier den Weg schwacher Hilfe einschlagen, den seine treue Liebe immer wieder in der Einladung und Aufnahme der Vertriebenen fand, oder in der Empfehlung an Holland, das durch Admiral Ruyters Hilfe dreißig ungarische Prediger von den neapolitanischen Galeeren errettet hatte. „Von allen Siegen“, hatte der Admiral bei dieser Gelegenheit gesprochen, „die ich schon über die Feinde davon getragen, ist dieser, durch den ich die unschuldigen Diener Christi von unerträglichem Joche befreit habe, gewiß der schönste.“

Hollands Unterstützung gegen Ludwig XIV. hat dem Protektor des Evangeliums große Gefahr, aber auch den Tag von Fehrbellin gebracht; seine Befürchtungen wegen der Pläne des finsternen, blutgierigen Jakob II. von England haben ihn selbst zu einem Bündnis mit Schweden gebracht, dessen erster Artikel lautete: „Es sei ernstlich zu beklagen und müsse Gegenstand tiefer Erwägung sein, daß die evangelische Sache in den letzten Jahren so schwere Niederlagen erlitten habe, das Übel aber täglich sich mehre und wie ein wilder Strom immer weiter sich ergieße.“ Den Verhandlungen mit Schweden ist ein Vertrag mit dem Kaiser und das große Augsburgerische Bündnis der Reichsstände gefolgt (9. Juli 1686). Es war ihm jetzt auch die Zeit gekommen, alle Zwistigkeiten mit Holland zu beseitigen, sein Bündnis mit der Republik zu erneuern, auch in ihr selbst mit aller Kraft zur Eintracht zu verhelfen und die Spannung gegen Wilhelm von Oranien aufzuheben. Er hat auf das starke Band der Liebe hingewiesen, welches zwischen der Republik und ihm in der Gleichheit des Glaubens bestehe, der jetzt mehr als je zuvor der Vernichtung bestimmt sei und zu dessen Hilfe er die Holländer aufzufordern sich gedrungen fühle. Mit diesen ihm gelingenden Bestrebungen hat er jene „glorreiche Revolution“ mit befördert, welche aufs neue in England dem Protestantismus zur Herrschaft verholfen hat und deren Held, der von Wind und Meer, ja noch mehr, wie er es selbst bezeugt, von der Vorherbestimmung Gottes so merkwürdig begünstigte zweite weltgeschichtliche Oranier ist: Macaulays vielbewunderter Wilhelm. Noch in seinem Todesjahre hat der Kurfürst eine Deputation des schottischen Adels empfangen, die ihn mahnten: es sei nun Zeit, an die Befreiung Englands die Hand zu legen. Es ist bekannt, wie er in der letzten Nacht seines Lebens noch die großen Hoffnungen seiner starken, mit Gott ringenden Seele in die Parole seiner Leibwache legte: Amsterdam, welchem ein „London“ vorhergegangen war.

In dieser Weise hat eben der *reformierte* Fürst die evangelische Sache, wo er nur konnte, hingehend vertreten. Sein besonderes Bekenntnis eröffnete ihm das Vertrauen der reformierten Mächte; seine Freiheit, Sicherheit und Klarheit über dieses Bekenntnis hinaus ließ ihn auch dort ohne Zögerung eintreten, wo es nur das Recht und die Wahrheit der Reformation galt. Von welcher weitgreifenden Bedeutung ist es für jene den Protestantismus mit Untergang bedrohende Zeit gewesen, daß ein Friedrich Wilhelm regierte! Von welcher Bedeutung ist es für Preußens Zukunft gewesen, daß durch den Großen Kurfürsten dem jungen Staate mit der gerechten Erkenntnis allgemein wichtiger großer Güter und Errungenschaften *in der Kirche* zugleich auch dieselbe Erkenntnis für entschei-

dungsvolle universelle Güter des *Staats- und Volkslebens* eingewirkt wurde. Er hat Preußen den großen Zug lebensvoller Idealität gegeben, dem sich dann nachher in der derbsten Ausprägung unter Friedrich Wilhelm I. die gesunde, praktisch nüchterne, überall „auf Experienzen, nicht auf Prinzipien“ sich gründende Reellität zugesellen sollte: in einem Bunde, den wir glücklicherweise nie zerreißen konnten.

Es ist lehrreich, noch einen Blick auf die Stellung des Kurfürsten zu den Katholiken zu werfen, da wo er ihnen nicht feindlich entgegentreten brauchte, wo er also keinen bestimmten Schaden von ihnen fürchtete.

Der Protektor Englands, der ihn hochachtete und häufiger mit ihm Briefe wechselte, Cromwell, hat ihn einmal aufgefordert, sich mit den Schweden, seinen damaligen Feinden, zu verbinden, lediglich weil sie evangelisch wären, möchten sie ihn auch ungerecht behandeln. Die religiöse Gemeinschaft sollte alle anderen Fragen und Forderungen beiseite schieben. Man würde dadurch zu einem Bunde gegen den Kaiser kommen, der die Gegenreformation leitete und als solcher überall auch in sonst gerechten Sachen zu bekämpfen wäre. Der Kurfürst lehnte diese mehr „glänzenden als soliden“ Vorschläge ab und wollte in dem Kriege des Kaisers gegen die Schweden die Gerechtigkeit der Sache desselben anerkannt wissen. Er wolle die Compagnies des Reiches nicht auflösen, obwohl das Haus Österreich die Evangelischen hart behandle. Während Cromwell nach seiner Weise gleichsam als ein Saul⁸, der mehr ausrottete als eigentlich Gott ausgerottet haben wollte, wie seine Schlächtereien der katholischen Irländer beweisen, in abstrakter, die wirklichen Verhältnisse hier nicht richtig würdiger Betrachtung das Verhältnis zu den Römischen auffaßt, läßt sich der Große Kurfürst durch eine klare Abwägung der Tatsachen bestimmen, wobei er seinem evangelischen Bekenntnis nichts vergab.

Es gehört mit zu der großen Weisheit, die ihm gegeben ist, daß er, der warme Freund seines Bekenntnisses, wohl zu erkennen vermochte, wo in den politischen Händeln demselben jede Einsprache zu versagen war, wo also mehr nach einer natürlich praktischen und gerechten Art die Dinge zu besehen seien ohne Rücksicht auf das Religiöse. Er konnte *ohne* sein Bekenntnis handeln, um *dann*, wenn es wirklich einmal in wichtigen Entscheidungspunkten die Bewahrung desselben galt, mit *aller Kraft* für dasselbe sich aufzumachen. Ein Fürst, der in einer für ihn nachteiligsten Weise das reformierte Holland rettete, weil er mit dessen Untergang das Evangelium fallen sah, der eine Königskrone ausschlug, um eine „wohlerkannte Religion“ nicht aufzugeben, der dies selbst ohne Heuchelei bei einer Kaiserkrone tun wollte, hat da, wo er mit katholischen Mächten Bande der Pflicht und gegenseitiger Hilfe erhielt oder knüpfte, sich von einer Weisheit leiten lassen, von der man nicht sagen kann, daß sie bekenntnislos sei.

Mit einer gewissen vorsichtigen Mäßigung – mehr läßt sich nicht sagen – mit großem Geschick ohne bestimmtes ausgeprägtes Prinzip in diesen Angelegenheiten behandelt er die Katholiken seiner Länder, denen er einen Gottesdienst in aller Stille und ohne jegliche Propaganda gewährt, sie auch zu Ehrenämtern befördert. Er duldet selbst in seiner Nähe einen, freilich mit ängstlicher Sorge von Verwandten betrachteten, katholischen Kammerpagen: eine bescheidene Duldung, die man nur mit kümmerlichem Rechte mit dem modernen Begriff von Religionsfreiheit verglichen hat. Wenn Dornier sagt: sein großer freier Blick antizipiert Grundsätze, die erst weit später zu allgemeinerer Geltung kommen sollten – so ist von ihm der Kurfürst zu sehr mit Augen aus unseren Verhältnissen angesehen. Nur dies läßt sich sagen, daß er klug genug war, das Mögliche, Nützliche und Gute sowohl der entschiedenen Bevorzugung der einen Konfession vor der anderen, als auch der relativen Gleichberechtigung der Konfessionen zu erkennen und in Anwendung zu bringen. Die moderne To-

8 Neuere Geschichtsschreiber lehren uns milder über Cromwell urteilen. D. H.

leranz kann sich mit seinem Namen nur in einer geschichtlichen Fälschung schmücken. Bei ihr zieht ja immer die evangelische Kirche den kürzeren und dies ist am allerwenigsten im Sinne des Großen Kurfürsten.

Nicht einen toten und tödlichen Begriff von religiöser Duldsamkeit hat die preußische Tradition von ihm geerbt, sondern eine praktische Weisheit, nicht Unmögliches in der Herrschaft einer Konfession mit allen Mitteln gegen eine klare Wirklichkeit zu erzwingen. Die Temperanz haben wir von ihm gelernt, nicht die Toleranz: das Gewährenlassen in heilsamer Beschränkung und Überwachung.

Ehe wir von dem Kurfürsten scheiden, weilen wir noch ein wenig bei der, die ihm zugesellt war und die ihm oft so guten Rat in Schwierigkeiten gegeben hat, bei der teuren *Luise Henriette von Oranien*. Nach der niederländischen Sitte mit einer kleinen Mütze von Golddraht in Gestalt einer Krone über dem Scheitelhaar, mit Perlen und Edelsteinen reich geziert, das Haar auf beiden Seiten in Locken geordnet, in meist schwarzen Gewanden erschien sie in den Hofkreisen, mit solcher Anmut und Schönheit begabt, daß ein Zeitgenosse von ihr sagt: „Sie war von Natur weiß und zart und blond von Haaren, hatte ein erhabenes, liebes, herzwinnendes Auge, ein zierliches und volles Ebenmaß der Glieder. Der ganze Anstand war grazienmäßig und doch dabei majestätisch. Selbst unter tausend Jungfrauen gemischt, mußte man in ihr mit einem Blick die Fürstin erkennen.“

An allen Staatsgeschäften ihres Mannes teilnehmend, ihn oft auf seinen Reisen begleitend, wußte sie sich dabei kleine Kreise der Wirksamkeit zu schaffen, in denen sie Musterwirtschaften als bald nachgeahmte Vorbilder für das Land hinstellte. Voll Gütigkeit und Milde, für Waisen, Arme und Verfolgte unablässig sorgend, war sie doch auch ernst genug, ihren Mann nach dem stillen Oranienburg zu ziehen, wenn er von Bittenden um Abwendung eines Todesurteils bestürmt wurde, damit keine Blutschuld auf dem Lande bleibe. Nach dem Absterben ihres ersten Sohnes lange mit viel Schmerz auf Kinder wartend, hat sie es heroisch in die Entscheidung ihres Gemahls gelegt, ob er sie noch länger als die Seine ansehen wolle, dann mit der Geburt mehrerer Nachkommen überrascht, hat sie den Wunsch geäußert, daß es Menschen nach dem Herzen Gottes, Pfeiler seiner Kirche werden möchten. Eine hohe, ernste Frau, die von ihrem Hofprediger forderte, daß er ihr alle ihre Sünden und Fehler vorhalte, auch wenn nur ein Schein davon vorhanden wäre. Mit ihren besten Werken nicht zufrieden, erklärte sie sie als Granatäpfel voll verfaulter Kerne. Erfahrung in allen Fragen des geistlichen Lebens, an gewissen merkwürdigen Erinnerungstagen fastend, bekam man die erbaulichsten Eindrücke in ihrer Nähe. Über ihre Ehe hat sie selbst noch im Tode sich mit dem vollsten Herzen ausgesprochen: „Der Kurfürst bricht mir mein Herz; er tut viel Treue an mir, Gott wolle es ihm belohnen. Was für ein Unterpfeiler ist in der Liebe zwischen Mann und Frau! Das geht doch vor aller Freunde Liebe!“ Ihre herrlichen, durch alle Zeiten gesungenen Lieder, die auf jedem Trauerwege in der evangelischen Kirche erklingen, hat sie wohl in Gemeinschaft mit dem Oberhofmarschall Otto von Schwerin gemacht, dem Erzieher ihrer Söhne. Brandenburgs Gesetze sind im Verborgenen auch von Luisens Rat gelenkt worden, den der Kurfürst nach ihrem Tode zurücksehnte. Wohl nie ist eine brandenburgische Fürstin so allgemein, so weithin bei ihrem Tode beklagt worden, als sie, nicht am wenigsten wahr und aufrichtig an den Ufern der Rhone. – Friedrich Wilhelm starb am 9. Mai 1688.

Quellen:

Zahn, der Einfluß der reform. Kirche auf Preußens Größe 1871.

Die Literatur üb. d. gr. Kurfürsten in der deutschen Biographie.

Hiltl, der große Kurfürst 1880.

Die Kurfürstinnen und Königinnen von Kirchner 1867.

4. Friedrich I.

1657–1713

Er ist am 11. Juli 1657 zu Königsberg in Preußen geboren. Friedrich I. hat in seinem fürstlich geschmückten, verschwenderischen, reichen und zuletzt auch für seine eigene Empfindung so armen Leben den Eindruck bekommen, daß es „in der Welt doch nur eine Komödie sei, die ist bald zu Ende, wer nichts Besseres hat als diese, der ist übel dran.“ Er hat dennoch an den Traditionen seines Vaters festgehalten und dieselben nicht in dem Fürstenhause untergehen lassen. Seine Gesinnung für sein eigenes Bekenntnis hat er in sehr wohltuender Weise ausgesprochen in der Stiftung des Mons pietatis: „einhunderttausend Taler Kapital für die vertriebenen und notleidenden Glieder der wahren Reformierten Religion, so in unsren Landen sich befinden.“ Er erklärt zunächst in derselben, daß er sattsam zu erkennen gegeben, wie er seine getreuen Untertanen evangelisch-lutherischer Religion bei dem freien Exercitio ihres Gottesdienstes noch weiter geschützt wissen wolle, ihre Lehrer und Prediger bei ihrer Lehre ungekränkt gelassen, ihre Freiheiten erhalten haben wolle, wie er darum auch für das Witwen-Ärar, für das Recht der Patrone Sorge getragen, Aufbesserungen gewährt, Schulen erbaut habe; aber gleicherweise achte er sich schuldig und Gott dem Herrn höchst verbunden, „daß wir den wahren reformierten Glauben, auf welchen unsere Vorfahren Christmilderster Gedächtnis selig verschieden und darinnen wir selbst das ewige Leben zu erwerben ungezweifelt hoffen, in unsren Landen erhalten, die an anderen Orten um dieser einigen Wahrheit willen vertrieben, dazu versammeln und solches Kleinod als den teuersten Schatz unserer Seelen auf unsere Nachkommen eifrigst fortpflanzen.“ Er habe sich zu herzlicher Erbarmung reizen lassen bei dem Anblick des traurigen Schauspiels, das die reformierten Gemeinden in Frankreich und in der Pfalz darböten, wie sie, die mit ihm denselben teuren Glauben empfangen, „elend, jämmerlich, zum Teil nackend und bloß und vergesellschaftet mit einer großen Anzahl derer, die zwischen Rechts und Links den Unterschied noch nicht wissen, uns um Hülfe und Barmherzigkeit kläglich und täglich angeflehet und noch anschreien.“ Viele Wohltaten sind der reformierten Kirche aus diesem „sonderbaren Büchlein“ zugewandt, welches so lange als die Welt stehet, fest und unverbrüchlich in allen seinen Klauseln erhalten werden sollte. Mit gewaltigen Fluchworten über die, die „wider unsre Intention“ die Stiftung gebrauchen würden, schließt die wichtige Urkunde vom 24. Dezember 1696.

Unter Friedrich I. hat sich namentlich die große Flüchtlingskirche gebaut. Er ist Pfleger geblieben, wie er auch ihre segnsvollen Einflüsse auf das Land einernnten sollte. Brandenburg blühte auf. Der Irländer Toland bewunderte die gepflegten Straßen, die reinlichen Dörfer, die gewerbereichen Städte. Berlin suchte bald durch die Namen großer, meist französischer Gelehrter zu glänzen.

Auch nach außen hin in kräftiger Verwendung war Friedrich der Anwalt seiner Kirche. In einem Schreiben an den Rat von Frankfurt vom 24. November 1704 gibt er demselben zu erwägen, „was für ein Großes die Reformierten Puissances, England und Holland und wir, dieses Jahr für die Sicherheit des Reiches und in specie auf die Stadt Frankfurt getan.“ Wie es daher billig sei, den Reformierten das exercitium religionis zu gewähren, die auch das meiste zu dem Flor ihrer Stadt beigetragen und einen Gott und teuren Heiland mit den Lutherischen haben. Solche Gewissensfreiheit würde ja den Juden, die der Stadt mehr schädlich als nützlich seien, zugestanden. Eine Geneigtheit in dieser Angelegenheit werde wiederum die reformierten Mächte den Lutherischen in ihren Ländern günstig stimmen.

Wir finden in der Stellung Friedrichs gegenüber Reformierten und Lutheranern die Gedanken des Vaters erneuert. Letzteren diene auch, wenngleich nicht im Sinne Wittenbergs, die Gründung der Universität Halle, die Berufung Spencers nach Berlin. In einem „gewissenhaften Glaubensbe-

kenntnis“ erklärte er noch als Kurfürst 1694, daß Calvin und Luther gleichberechtigte Rüstzeuge des Herrn seien.

In der Politik verläßt er ebenso nicht die breiten und klaren Wege seines Vaters, wenn er sie auch nicht mit der Weisheit und dem Erfolg desselben betreten kann, vielmehr oft schweren Verlust auf ihnen erleidet. Wilhelms Zug nach England hat er wesentlich mit ermöglicht, das deutsche Reich ist von ihm gegen Ludwig XIV. geschützt worden: England und Österreich haben seine Hilfe anerkannt. Er hat öfter Holland gerettet. Und was er auch alles Österreich gewähren will, nur um die lockende Königskrone auf sein Haupt zu setzen, er hat nicht aufgehört die Evangelischen im Reiche zu vertreten und zu schützen. Nach dem schmachvollen Abfall des Kurfürsten von Sachsen zum Katholizismus, bei der machtvollen Arbeit der römischen Reaktion erkannte er seine Pflicht als einziger evangelischer Fürst im Kurkollegium und ließ nicht ab, trotzdem daß die Lutheraner dem konvertierten Fürsten das Direktorium der evangelischen Stände im Reich ließen, für die evangelische Sache mit immer erneuerten, unablässigen Beschwerden einzukommen. Die kaiserliche Politik hätte so gerne für die Anerkennung der königlichen Dignität Zugeständnisse zugunsten der römischen Kirche erzwungen, oder doch wenigstens Brandenburg bei den Verfolgungen in der Pfalz stille gemacht, aber sie erreichte nur, daß Friedrich I. versprach, keine Repressalien gegen seine römischen Untertanen zu gebrauchen und auch dies nur, wenn der Kaiser sich verpflichtete, auf die Vorstellungen des Corpus Evangelicorum einzugehen. Der geheimnisvolle Jesuitenpater Wolf, dem Friedrich manches verdankte, suchte durch eine angebotene Verheiratung des Kurprinzen mit der jüngsten Tochter des Kaisers Brandenburg in die Gewalt Roms zu bringen, dem zunächst nur die Töchter aus dieser Ehe angehören sollten, die aber dann bald das kurfürstliche Haus beherrscht und verführt hätten. So glänzend das Anerbieten war – die gnädige Hand Gottes wachte in diesem entscheidungsvollen Augenblick über Brandenburgs und auch über Deutschlands Geschick, über der Zukunft der evangelischen Kirche – Friedrich I. wies dasselbe in wahrer Liebe zu seinem Bekenntnisse zurück. Der ihn umstrickende Jesuit, Jahre langer Mühe beraubt, verließ scheu, gebrochen und erschreckt den Hof.

Friedrichs Regierung schließt arm und traurig ab (er starb am 25. Februar 1713): er sollte einen Nachfolger erhalten, der nur dadurch, daß er in dem inneren Haushalte des Staates das reine Gegenteil seines Vaters war, dem Lande wieder aufhalf.

Quellen:

Die deutsche Biographie u. d. o. a. Buch v. Zahn.

5. Friedrich Wilhelm I.

1713–1740

Er ist am 15. August 1688, im Todesjahr seines großen Ahnen, geboren. Seine Mutter war Sophie Charlotte von Hannover.

Friedrich Wilhelm I. hatte wie sein Großvater, dem er in so manchem ähnlich werden sollte und dessen Vorbild ihn begleitete, in seiner Jugend die belebenden Eindrücke Hollands in sich aufgenommen. Es war ein frischer, kecker Knabe, kühn im Reiten, sicher im Schießen, alle, selbst die nichts bewundernden Engländer durch sein offenes Wesen entzückend, der im September 1700 als Graf von Ruppin die großen Werften, die ansehnlichen Rathäuser, die interessanten Tiergärten der berühmten Städte Hollands besuchte: überall von der Menge, die in ihm den zukünftigen Generalkapitän der Republik sah, freudig und laut begrüßt. Den zärtlichsten Abschied nahm er von Wilhelm III., der sich besonders des Kurprinzen gefreut hatte. Es begleitete ihn auf dieser Reise der Graf

Alexander Dohna, der mit seinem Bruder Christoph Dohna den größten Einfluß auf den Prinzen gehabt haben soll. Von den Dohnas sei ihm, so berichtet Ranke, dieser Geist der Zucht und Ordnung eingefloßt worden, der ihn nachher in so eigentümlicher Weise ausgezeichnet hat. Es ist dies wohl zu beachten. Die Dohnas waren die eifrigsten Beförderer der reformierten Kirche. Wir finden diese reichgebildeten Männer überall tätig, wo sich eine Aussicht für diese Kirche zeigte. Ein Dohna war es gewesen, der Christian I. von Bernburg wesentliche Dienste für die Einführung des reformierten Bekenntnisses in seinem Lande leistete. Sophie Charlotte nennt den ihr zu strengen Erzieher des Prinzen einen Biedermann, der Rechtschaffenheit und Adel in seinen Gesinnungen habe. „Aber sein Fehler ist ein Geist der Sparsamkeit und man verbessert schwer einen Fehler, den man innerlich billigt.“ Die in dem Kurprinzen schlummernden Gaben sind geweckt und gepflegt worden durch Lehrer, die calvinische Weise und Sitte liebten. Man sollte dies noch mehr hervorheben als man getan hat. Wir können die für Preußens Entwicklung entscheidungsvolle Bedeutung von Friedrich Wilhelm I. nur so erklären, daß wir in ihm in vieler Beziehung auch einen Zögling calvinischer Strenge erkennen. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten: er ist der Puritaner Brandenburgs, er ist es nach der Ermäßigung und Umformung, die seine Natur, sein Land und seine Zeit erforderten, aber er ist es auch unter diesen Bedingungen.

Nur in reformierten Kreisen findet man Bilder und Gestalten, mit denen man die auffallende, immer mehr gewürdigte Erscheinung des in seiner Starrheit, Härte und Roheit großen Mannes vergleichen kann. Unter den reformierten Franzosen, Holländern, Schotten und Engländern haben wir die Persönlichkeiten zu suchen, die uns in diesem oder jenem Zuge lebhaft und zutreffend an Friedrich Wilhelm I. erinnern. Jene Lebensanschauung, die zuerst sich in dem entscheidungsvollen Tun und Leiden des Meisters von Genf herausbildete und die dann in tausendfachem Reflex auf bekannte Fürsten und Staatsmänner übergang, in Deutschland vor dem Großen Kurfürsten namentlich auf Friedrich III. von der Pfalz ruhte, dem sie ein ihn vor allen übrigen deutschen Fürsten auszeichnendes Gepräge der Nüchternheit, Zucht und Wahrheit verlieh: sie hat auch auf den preußischen König eingewirkt, der für alle Zeiten seinem Hause die nie erlöschende Kraft der *Ordnung und Zucht* scharf und tief einprägen sollte.

Es ist für diese unsere Behauptung von geringer Bedeutung, ob der König in vollem Bewußtsein dieser seiner calvinistischen Beeinflussung gestanden hat, oder ob er die dafür nötigen geistigen Prozesse auch nur annähernd durchgemacht habe: es sind alle großen Männer vielmehr *gemacht* und bereitet worden, als sie selbst je übersehen konnten und empfunden haben. „Ich bin gut reformiert“, schreibt er in der Instruktion für den Kronprinzen 1722, „glaube aber, daß ein Lutherischer ebenso gut selig werden kann und der Unterschied nur von den Prediger-Zänkereien (?) herrührt.“

Der durch die manische Fürstenart gebildete Charakter seines Großvaters kehrte in ihm wieder, nur nicht in dieser Richtung aufs Weite und Hohe, in dieser selbständigen Beherrschung verschiedener Lebensgebiete, aber doch in dem starken Gefühl und in der sein ganzes Wesen durchdringenden Anerkennung, daß der Fürst dem Volke zu *dienen* habe, das Wohl des Volkes in treuester Arbeit zu suchen habe. Er war allezeit „im Dienst“. Was er tat, tat er lediglich weil es Pflicht und Schuldigkeit war, ohne Bedürfnis dadurch zu gefallen, ohne Verlangen gelobt zu werden. Es war ihm genug, es getan zu haben. Darin bestand seine Freude, wenn er dieselbe zu äußern sich einmal getrieben fühlte. Wie ein schroffer harter Fels saß er schon als Prinz in dem weichlichen, schlaffen, genußsüchtigen Getreibe des väterlichen Hofes. Am liebsten mit seinem Bataillon beschäftigt, ging er damals allen Schmeicheleien und Verführungen grob und derb aus dem Wege. Seinem Vater gegenüber ein musterhafter Sohn fand er es nicht für angemessen gegen eine Entscheidung desselben Einwendungen zu machen, „vielmehr lasse er sich seiner Majestät Willen Befehl und Gesetz sein.“ Als er ein-

mal in der Mißregierung seines Vaters aufgefordert wurde einzuschreiten, konnte man an seiner versuchten Ausräumung merken, was die Zukunft von ihm erleben werde. Gleich am ersten Tage seiner Regierung hat er sich die Etats der Gehalte vorlegen lassen; er reduzierte, verabschiedete, verkaufte was ihm Überfluß zu sein schien, ohne Rücksicht legte er sein Messer an die Verschwendung und Üppigkeit des Hofes. Der König, hieß es, wolle seinen Hof auf den Fuß einrichten, wie er unter seinem Großvater war. Bald empfand der höchste und der niedrigste Beamte des Staates das alles bewachende Auge, die alles betreibende Hand des Königs. Persönlich griff er überall ein, er erschien, wo es niemand ahnte, er strafte rücksichtslos und streng, man zitterte vor der unsichtbaren Gegenwart des Königs. „Alles sieht er, um alles bekümmert er sich.“ Es würde uns zu weit führen, wollten, wir dem rastlosen, unermüdlichen Manne auf seinen Wegen folgen. Überall aber würden wir uns oft in auffälliger Weise an den Ordnungssinn, an die sorgfältige Pflege des scheinbar Kleinen und Unbedeutenden, an die Gerechtigkeit gegen Vornehme und Geringe, an den schneidenden Ernst der Strafen, an die heilsame, oft erschütternde Rücksichtslosigkeit jener Kirche erinnert sehen, die von Calvin gegründet wurde. Es scheint fast, als wäre es eine Übertragung ihrer Gedanken und Bemühungen auf das Staatliche, was uns in Friedrich Wilhelms Arbeit entgegentritt: Der Staat der Disziplin neben der Kirche der Disziplin.

Es ist immer der reformierten Lehre eigen gewesen, auf das Nüchterne, Einfache, Sparsame, Knappe und Schlichte zu dringen, alle unnötigen Bedürfnisse vor dem wahrhaft Nötigen und Erforderlichen zurückzudrängen, Entsagung zu verlangen, damit so mit aller Kraft dem wahren Wohle nachgestrebt werde. Es waren die französischen Flüchtlinge, die nach Brandenburg kamen, selten genügsame, sparsame Leute, mit wenig einfacher Kost zufrieden, haushälterisch, wirtlich, mit kleinem Gut beginnend, allmählich reich werdend. Wenn der König von Preußen auch diese Tugenden in unvergleichlicher Art besaß, liegt es nicht nahe für ihn wie für die Einwanderer auf dieselbe Schule zurückzugehen, die beide gebildet hat? Ein Zeitgenosse schreibt 1717: „ich sehe hier einen königlichen Hof, der nichts Glänzendes, nichts Prächtiges als seine Soldaten hat; es ist also möglich, daß man ein großer König sein kann, ohne die Majestät in dem äußerlichen Pomp und in einem langen Schweif buntfarbiger, mit Gold und Silber beschlagener Kreaturen zu suchen.“ Alte Diener aus dem geräuschvoll prächtigen Hofleben Friedrich I. betrachteten das Berliner Schloß als etwas Trauriges und Fürchterliches.

Friedrich Wilhelm hat allezeit mit einer gewissen Achtung zu dem Zaren Peter von Rußland emporgeblickt, er hat sich dem Einfluß der monarchischen Strömung in Frankreich hingegeben, er hat aus diesen und jenen deutschen Territorien Gesetze und Einrichtungen entlehnt, aber hauptsächlich war es doch die holländische Schule, die auf ihn einwirkte und in dieser wieder die hohe Forderung an jeden Fürsten, sich ganz und gar mit voller Aufopferung seinem Berufe hinzugeben. Seine gewaltige Energie, sein Feuereifer, der nie erlosch, mahnt einen immer wieder an reformierte Männer, die ähnliches zeigten. Wir sind weit entfernt, den Charakter des Königs aus diesen Berührungen völlig zu erklären, es bleibt ein jeder Mensch doch wieder ein Original der Schöpfung Gottes: aber es liegen bei ihm offenbar Zusammenhänge vor mit den ritterlichen, oft düster harten Gestalten, die sich aus den Bürgerkriegen Frankreichs und Englands hervorringen.

So erschütternd auch das grausame, rücksichtslose Verfahren des Königs gegen seinen leichtsinnigen, „gottlosen“ Sohn erscheint, der sich ihm durch die Flucht entziehen will, so geht doch durch diese ganze Exekution eine solche erhabene Ehrfurcht des Königs vor dem Gesetz des Landes und Heeres, vor dem heiligen väterlichen Rechte, vor der Zukunft des Staates, dem nur mit einem „honetten“ und braven Thronfolger gedient sein konnte, daß man trotz aller Rauheit und Wut des erzürnten Vaters doch wieder von Staunen und Verehrung ergriffen wird über diese großen, ernsten

Gedanken von Gerechtigkeit und Justiz, die die Seele des Mannes bewegen. Man kann gewiß nicht bei diesem ergreifenden Schauspiel des mächtigen Vaterzornes und des das Recht abwägenden großartigen königlichen Richterernstes mit einem Widerwillen fertig werden, der an der Brutalität Friedrich Wilhelms sich ärgert: nein es ist in dieser harten Form ein bewundernswertes Gerechtigkeitsgefühl. Hat dieses Verfahren nicht tiefe und wahre Reue in dem Prinzen geweckt, den Vater zuletzt völlig zur Versöhnung geleitet und ihm den Trost gegeben, daß er einem braven Sohn das Reich hinterlasse? Hätten wir einen Friedrich II. ohne diese Zucht gehabt? Und nun wiederum: wir kennen allein in der Geschichte der reformierten Kirche solche gleich eingreifende Strafexempel, solche gleich erschütternde Strafszenen – sollte nicht hierin der König von ihr bestimmt sein, der mit ihr als die Wirkung aller Strafe Besserung verlangt, entschiedene Veränderung des Menschen, der in so guter Hartnäckigkeit darauf versessen ist, daß nun auch nach der Strafe man sich anders benehme? Nur tritt uns dies alles bei ihm in der Form militärischer Knappheit und Beschränktheit entgegen, es ist alles soldatisch, nicht aber irgendwie mit jener seinen Geistigkeit und Bildung umgeben, wie es sich uns bei einzelnen Hugonotten und Puritanern zeigt. Sein glühender Haß gegen das Laster, der auch nicht die Torturen abschaffen wollte, seine Verdammung aller Ausschweifungen, Verschwendungen und Üppigkeiten, seine Sparsamkeit, die doch nicht Geiz war, seine rastlose Arbeitsamkeit, der selbst „seine Frau“ und seine Kinder immer zu wenig leisteten, zu wenig lernten, seine eheliche Treue, die auch an dem Hofe Augusts von Polen fest blieb: alle diese Tugenden haben militärisches aber ebenso auch calvinistisches Gepräge. Bei seinen kirchlichen Verordnungen über die Kirchenbußen, regelmäßigen Kirchenbesuch, Gebet und Gesang, über die Ärgernisse im Wandel der Prediger; bei seiner starken Abneigung gegen alle katholisierenden Gebräuche als Kreuzschlagen, Meßgewänder, Chorröcke, Kruzifixe – wie er überhaupt die ganze römische Religion fast gleichbedeutend mit atheistischen Sekten ansah –, bei seiner Behandlung der Schauspieler und Gaukler und bei manchem anderen ist der Zusammenhang mit reformierten Gebräuchen und Anschauungen keines Nachweises bedürftig: gewiß hat derselbe auch auf anderen Lebensgebieten gewirkt. Alle Brandenburger haben die Jesuiten gehaßt, aber wohl keiner so wie Friedrich Wilhelm I., den die Verfolger der Salzburger, die er in seine Lande aufnahm, und die Bluturteile in Thorn zu der Überzeugung brachten, daß die Jesuiten nur „des Satans Reich vermehren wollten.“

Gleich seinen Vorfahren ist auch dieser König der Schutzherr des Evangeliums im Reiche geblieben, oft bewegt davon, warum doch so viele protestantische Fürsten zum katholischen Glauben überträten, und sich über diese Angelegenheit mit angesehenen Theologen unterhaltend. Ein Freund der pietistischen Bewegungen und der Stiftungen Franckes, allen ernstest und ihn nicht schonenden lutherischen Predigern Achtung und Gehör schenkend, die oft nur moralischen Vorträge der französischen Prediger mit Recht tadelnd, „da doch allein durch Gottes Gnade das Herz kräftig gerührt und gebessert werden könne“, ein Gegner aller fatalistischen Anschauungen, zu denen er auch oft die von ihm dann mißverständene und vor ihm mißbrauchte Prädestinationslehre rechnete, – so hat er sich bei aller Liebe zu seinem reformierten Bekenntnis gegenüber der lutherischen Kirche von einer Geradheit und Wahrheitsliebe leiten lassen, die offen und barsch alles Gute anerkannte, wo sie es auch traf. Er hat es gewußt, daß, ihm „alles sein Bauen und Verbessern des Landes nicht helfe, wenn er keine Christen mache“ und ist in dieser Gesinnung seinen Vätern ähnlich, ja es haben sich deren Gedanken und Werke in seiner gewaltigen, eminent praktischen, lebensvollen, derben Natur mit besonderer Schärfe und Kraft wiederholt und in ihm für die ganze Zukunft des preußischen Staates bedeutsam und entscheidungsvoll festgesetzt und behauptet. In seinem Tode (er starb am 26. Mai 1740) hat er sich noch wie mancher ernste Reformierte selbst verurteilt und befohlen, von ihm zu dem Volke zu reden als von einem großen und armen Sünder, der aber bei Gott und seinem Heilande Gnade gesucht habe. „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben“: das waren

seine letzten Worte. Er bleibt der „größte innere“ König Preußens, der seinem Staate alle die Grundzüge einmeißelte, die ihm nie genommen werden konnten. Die heutige Größe desselben hängt mit ihnen aufs engste zusammen und wir sehen in ihr eine Frucht der Arbeit des Soldatenkönigs gereift. Er selbst aber hat von seiner Kirche gelernt, in manchem bewußt, in vielem unbewußt.

Quellen:

Vgl. die deutsche Biographie u. d. o. a. Buch von Zahn.

6. Friedrich II., Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV., Wilhelm I.

Es liegt außerhalb des Zweckes dieses Buches auch über diese preußischen Könige ausführlicher zu berichten. Nur das sei hier erwähnt: sie haben es alle nicht verleugnen können, daß sie auf der Wurzel des reformierten Bekenntnisses standen und sind überall getragen und gesegnet worden von dem Geiste der Wahrheit, der ihr Haus nach Gottes Gnade durchziehen sollte. Selbst *Friedrich II.* ist dessen wohl bewußt, was die Hausreligion sei und hat sich gerne als Protektor verfolgter Reformierter im Reiche ansehen lassen. Wenn auch nur eine irdische Größe, ist er doch befruchtet von den Gedanken des Glaubens seiner Väter und hat öfter das Elend einer Stellung ohne rechte Gemeinschaft mit Gott empfunden. Im siebenjährigen Kriege, der nach Ranke auch starke religiöse Triebe in sich birgt, ist er als Schutzherr des Protestantismus dagestanden.

Friedrich Wilhelm III. nimmt in seinen nicht glücklichen Unionsbestrebungen die Anregungen und Fäden seiner Väter auf, die, eben weil sie reformiert waren, in Wahrheit und Freiheit das Gemeinsame beider evangelischen Konfessionen vertraten. In seinem Studium Luthers, in dem er selbst das Rechte mit seinen Augen finden wollte, in seiner Vorliebe für die alten Kirchengebete wirkt der Geist seines Hauses, mag man auch immer sein Unionswerk beklagen.

Friedrich Wilhelm IV. hat in seinen ausgezeichneten und leuchtenden Gedanken über Presbyterial- und Synodalverfassung, wie sie in seinem Briefwechsel mit Bunsen vorliegen, in seinen Empfindungen, die er aussprach, wenn er in Mörs an einem einfachen Kommunionstisch stand, in seiner Gönnerschaft für die niederländisch-reformierte Gemeinde in Elberfeld, in seiner ganzen tiefgeistigen und lebendigen Art so sehr den Charakter eines Mannes, der weit hinausschreitet über die engen Grenzen eines Luthertums, daß er vielmehr ein echter Sohn seiner Vorahren ist, die in ihm – begleitet von dem frommen Sinne seiner herrlichen Mutter in besonders lieblicher und anmutiger Weise nicht ohne Überschwänglichkeit noch einmal ihren ernstesten Glauben hervorbrechen lassen.

Wilhelm I. hat das Erbe der ganzen Geschichte Preußens angetreten und in seinem Siege über Österreich und Frankreich das Rächeramt übernommen, das einst der große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. für ihr gekränktes Haus erhofften: auf ihm ruht die Vergeltung aller der von Brandenburg getrockneten Thränen reformierter Flüchtlinge, seiner heiligen Macht zum Schutz der Elenden Gottes, seiner evangelischen Stellung inmitten von Europa. Er ist der, der eine unvergleichliche Geschichte vollenden und in Österreich und Frankreich Rom bekämpfen und demütigen sollte in über-raschenden Wendungen durch Gottes Fügung. Ein wunderbar gesegneter Fürst bis ins hohe Alter, ein Zeuge, daß das reformierte Bekenntnis Ehre und Gnade bringt von Kind zu Kindeskind.

Auf ihn und seine Wege von Not zu Herrlichkeit weisen wir die hin, die sich eines Glaubens schämen wollen, der das Erdreich austeilt an seine Freunde.

Noch heute sind nach einer Entscheidung des Reichsgerichts die Könige Preußens reformiert, da die Union kein Konfessionswechsel ist.

Die Grafen von Daun-Falkenstein

1. Wirich V. von Daun-Falkenstein

Der Ahnherr dieser edlen Familie: Wirich IV., Herr von Dhaun, oder auch Daun, und Graf zu Falkenstein, Burg und Dorf im Alsenzthale in Rheinbayern, erhielt durch seine Gattin Irmgard, eine Gräfin von Sayn, die beiden Herrschaften Limburg und Broich oder Bruch am Niederrhein bei Mühlheim an der Ruhr. Nach seinem Tode stifteten seine drei Söhne drei besondere Linien: Philipp die Broicher, Johannes die Falkensteiner und Sebastian die Obersteiner. Unsere Aufgabe weist uns an, die Broicher in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen. Wirich IV. hat sich als Hauptmann rühmlich in den Feldzügen gegen die Türken und bei der Eroberung der wiedertäuferischen Stadt Münster ausgezeichnet. Er starb 71 Jahre alt 1546 und hinterließ außer den genannten Söhnen mehrere Töchter, von denen die älteste, Amöna, den Grafen Gumprecht von Neuenar, den Vater des berühmten Grafen Adolf, heiratete, und nun entsagte Philipp, welcher bisher als Domherr in Köln gelebt, dem geistlichen Stande und heiratete Anna, die Tochter des Wild- und Rheingrafen Philipp, und, nach deren baldigem Ableben ohne Kinder zu hinterlassen, 1552 Caspara von Holtey. Von letzterer erhielt er zwei Kinder: Magdalena, welche sich 1575 mit Wilhelm II. von Bernsau-Hardenberg vermählte, und Wirich V.

Manches Sagenhafte findet sich vor, das sich um die Geschichte dieses Grafen sowie seines Hauses rankt. Bei dem Mangel urkundlicher Nachrichten sind daher die meisten Nachrichten über ihn nur mit Vorsicht aufzunehmen. So viel steht historisch fest, daß sein Vater, wenn er auch nicht selbst die Reformation in seinem Gebiete eingeführt hat, doch derselben nicht feindselig entgegengetreten ist, als sie ihren Lauf in dasselbe nahm. Nach seinem Tode, der in der ersten Hälfte der siebziger Jahre aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgte, suchte Wirich V. die bereits begonnene Reformation der Kirche seiner Grafschaft in Lehre und Kultus allerwärts durchzuführen nach dem leuchtenden Vorbilde seines Veters Adolf von Neuenar, dessen Feuereifer für das reformierte Bekenntnis auch seine Verwandten vielfach erfaßte. Dem Einflusse Wirichs ist es zuzuschreiben, daß auch Wilhelm II. von Bernsau-Hardenberg, der 1575 seine Schwester Magdalena ehelichte, in seine im Herzogtum Berg gelegene Herrschaft dieses Bekenntnis, nachdem er selbst für dasselbe gewonnen worden war, einführte. Ein Schriftsteller unserer Tage, Bender, hat von dem Grafen Wirich mit Recht bezeugt, daß er „ein edler Herr, ein Vater seiner Untertanen und denselben ein Vorbild und Förderer aller christlichen Tugenden, ein evangelischer Charakter“ gewesen sei. Um so größer war der Schmerz seines Landes, als er auf eine elende Weise umkam. Den Spaniern war er längst ein Dorn im Auge, weil er als ein wahrer Freund des Volkes und als ein lauterer Christ sein Volk überall gegen deren Plünderungen schützte. Am 5. Oktober 1598 zog daher eine Schar Spanier gegen das Schloß Broich. Bei Einnahme desselben wurde Graf Wirich von zwei Spaniern, deren einen die Sage zu einem Grafen von Styrum, einem benachbarten Hause, gemacht hat, welcher in spanischen Diensten stand, meuchlings ermordet und sein Leichnam nachher verbrannt. Wilh. Frey hat diese Schreckensszene in seiner bei Bagel in Mühlheim vor kurzem erschienenen Erzählung: „Die Grafen von Broich und Styrum“ in Form eines kleinen Romanes behandelt.

Wirich V. war dreimal verheiratet. Der Name seiner ersten Gemahlin ist Ursula, Pfalzgräfin zu Lützelstein. Die zweite war eine Gräfin Elsbetha von Manderscheid und Blankenheim, eine ehemalige Fürst-Äbtissin zu Essen, die aber zur Erkenntnis der evangelischen Wahrheit kam und Christi Schmach für größeren Reichtum achtete denn die Schätze Ägyptens. Sie starb 1595, worauf Wirich sich ein Jahr nachher vermählte mit Anna Margaretha, einer Tochter des Grafen Gerhard von Manderscheid.

Quellen:

Lehmann, Urkundl. Gesch. der Burgen und Bergschlösser der bayr. Pfalz IV, S. 210 f.

Heppe, Gesch. der evang. Kirche in Cleve-Mark. S. 124 f.

Krafft, Krit. Überblick etc. in den theolog. Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftl. Prediger-Vereine. Bd. III.

Kamp, Das Schloß u. d. Herrschaft Broich. Mühlh. 1851.

Bender, Gesch. der vormal. Herrschaft Hardenberg, Langenberg 1879. S. 39 ff.

Recklinghausen, Reformationsgesch. der Länder Jülich, Berg, Cleve etc. Elberfeld 1818.

Meteranus, Historia oder Eigentl. u. wahrhaftige Beschreibung aller fürnehmen Kriegshändel etc. 1603. S. 793 ff.

Fahne, Gesch. der Kölnischen, Jülich'schen und Bergischen Geschlechter.

2. Adolf von Daun-Falkenstein

Nach des Grafen Wirich V. Ermordung führte dessen Gemahlin so lange die vormundschaftliche Regierung über die Grafschaft, bis der älteste Sohn des Grafen, Adolf, von einigen auch Johann Adolf genannt, dieselbe übernehmen konnte. Dieses tat er ganz im Geiste seines gottesfürchtigen Vaters. Von wesentlichem Nutzen war ihm seine eheliche Verbindung mit der feingebildeten frommen Gräfin Anna Maria von Nassau-Siegen. Diese, am 3. März 1589 geboren als eine Tochter Johann des Mittleren von Nassau und der Gräfin Magdalena von Waldeck, nachgelassenen Witwe des Grafen Philipp Ludwig I. von Hanau-Münzenberg, war für die Grafschaft eine rechte Landesmutter. Wo sie Gutes tun konnte, war sie allezeit bereitwillig zu finden. So wendete sich, um nur ein Beispiel anzuführen, im Frühjahr 1613 Pastor Jodocus Brinckmann von Mühlheim an sie um gütige Fürsprache bei ihrem Vater, damit seinem Sohne Heinrich, welcher bisher als Student in Herborn auf ihre Fürsprache den Tisch in der Kommunität hatte, nunmehr, da er zum Prediger nach Kettwig berufen worden, die Ausgaben erlassen und seinem jüngeren Sohne Severinus solches Stipendium zugewendet würde. Unter dem 6. Mai 1613 richtete die Gräfin nicht vergeblich an ihren „freundlichen lieben Herrn Vater“ ihre freund-kindliche Bitte. Graf Adolf starb im Jahre 1623.

Quellen:

Kamp; Bender, Fahne; Handschriftliche Nachrichten.

3. Wilhelm Wirich von Daun-Falkenstein

Wilhelm Wirich, der Sohn Johann Adolfs, gelangte im Jahre 1623, nach dem Tode seines Vaters, zur Regierung, die er 59 Jahre zum Wohle seiner Untertanen geführt hat. Er war nach Kamp eine edle, kräftige Gestalt; aus seinen Augen leuchtete milder Ernst und feine Züge sprachen eine hohe Würde aus. Als ein sehr angesehener Mann hielt er sich eine Reiterschar und Fußknechte, welche vor allem zum Schutze der Grafschaft dienen mußten. Noch war der schreckliche Krieg nicht beendet, so begann er im Jahre 1644 das Schloß Broich neu aus dem Fundamente befestigen zu lassen. Wie groß auch die Verheerungen des Krieges waren, der Graf sah doch im Vertrauen auf den Herrn der Zukunft entgegen, ohne Zweifel, Er werde ihn mit aller Notdurft Leibes und der Seele versorgen, auch alles Übel, so Er ihm zuschicke, ihm zu gut wenden. Und so sprach er seinen wenigen ihm noch von Feuer und Schwert, Hunger und Pest verschont gebliebenen Untertanen Mut ein, daß sie sich wieder aufrichteten. Leider sollte das tragische Geschick, das auf seinem Hause ruhte, auch ihn nicht unberührt lassen. Bereits zu Anfang des Jahres 1607 war einer seiner Brüder auf schreckliche Weise von den Spaniern gemordet worden. Am 8. Oktober 1659 wurde sein einziger Sohn Karl Alexander, ein französischer Offizier, welcher zum Besuch zu Hause weilte, von dem feindlichen Nachbarn, dem Grafen Moritz von Styrum, hinterlistigerweise erschossen.

Ein Zeichen edler Gesinnung gab der Graf seinen Untertanen im Jahre 1661, indem er einen Vergleich mit ihnen aufrichtete, wodurch ihre uralten Gerechtsamen, in welchen sie die Willkür mancher Beamten vielfach beeinträchtigt hatte, völlig anerkannt wurden. In völliger Einigkeit mit jenen zu leben war sein ganzes Streben, daher schenkte er auch den Lutheranern seiner Grafschaft ein Haus in Mühlheim, damit sie es sich zu einer Kirche und einem Pfarrhause herrichten könnten. Hochbetagt starb er 1682, worauf der Gemahl seiner Tochter Christine Luise, der Graf Emich Christian von Leiningen-Dachsburg die Grafschaft erhielt. Derselbe war der letzte reformierte Herr auf Broich. Nach seinem Ableben im Mai 1702 fiel die Herrschaft an die Linie Leiningen-Heidesheim.

Quellen:

Kamp; Bender.

Goebel, Geschichte des christlichen Lebens in der rhein.-westf. Kirche II. S. 206 – sehr subjektiv! –

Die Gottorper

1. Johann Adolf, Herzog von Gottorp

1575–1616

Johann Adolf war der Sohn von Herzog Adolf von Holstein-Gottorp und Christine, der Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen. Er ist 1575 geboren und war von vier Söhnen der dritte. Erst 12 Jahre alt verlor er schon seinen Vater. Am Kasseler Hofe erzogen gemeinsam mit Moritz von Hessen in einer der reformierten Konfession überall geneigten Welt brachte er von dort eine entschiedene Neigung zu derselben mit in die Heimat zurück. Er fand hier einen nicht ungünstigen Boden. Die melanchthonische Richtung hatte manchen Vertreter. 1590 gelangte er zur Regierung. Schon 1597 befahl er eine Bibelausgabe zu gebrauchen, in der – sie war eine Triglotte – die Übersetzung des Heil. Testamentes von Theodor Beza sich befand. Eifrige Reformierte wurden dann in den Dienst des Herzogs gezogen, so namentlich Johann von Wovern, Gesandter des Grafen von Ostfriesland, „ein in den alten Scribenten durchtriebener Mann“, und der ausgezeichnete gelehrte aber hitzige Johann von Münster, ein Adliger aus dem Tecklenburgischen. Letzterer sagte in der Zueignungsschrift eines Buches, daß Gott den Herrn Herzog begierig gemacht habe, der reformierten Kirche geschwinde und ungebührliche Verdammungen zu verhindern. Im Jahre 1606 ließ Johann Adolf die Verdammung der reformierten Lehre aus dem Predigereid entfernen. Als dies Anstoß erregte und zu lebhafter Polemik auf den Kanzeln führte, erließ er am 11. April 1609 ein Edikt, durch welches alles Schelten, Schmähnen und Verdammen einer im Römischen Reiche geduldeten Religion streng verboten wurde. Der Wittenberger Hutterus schrieb dagegen und meinte, dem heiligen Geist würde das Straftat verboten und man solle den Calvinischen Wolf ruhig, passieren lassen. Als der Oberhofprediger Fabricius die Predigt eines reformierten Studenten, die er in der Schloßkirche von Gottorp gehalten hatte, am Sonntag darauf widerlegte und rügte, wurde er sofort entlassen. Anstatt seiner berief man den Reformierten Paul Cäsar aus Kassel (1610), einen sehr eifrigen Mann. Er setzte einen anderen Predigereid auf vom 13. März 1610, worin der Schmalkaldischen Artikel und der Katechismen Luthers nicht gedacht war. An das Gymnasium zu Bordesholm kamen an die Stelle lutherischer Lehrer zwei flüchtige Hugenotten aus Hessen. Der Exorzismus ward für die, welche es verlangten, aufgehoben. Am 5. Juni 1614 wird das Verbot aller Polemik erneuert. Die Pastoren notierten das Patent mit den Worten: *de non nominandis taxandis Calvinianis*. Die Ernennung Cäsars zum Doktor der Theologie von Marburg her, das Erscheinen reformierter Schriften zu Schleswig ließen keine Zweifel mehr, wohin die Strömung ging. Aber im ganzen fand die Sache geringen Beifall. Die Schleswiger Gemeinde hielt fest an der lutherischen Lehre; die Nordstrander, die Husumer empfangen beruhigende Erklärungen. Auch König Christian IV. war dem Vornehmen entschieden entgegen: er widersprach ausdrücklich den Neuerungen, die an der Schleswiger Domkirche vorgenommen waren; er ließ 25 Artikel der lutherischen Lehre, die einst Friedrich II. hatte verkündigen lassen, aufs neue erscheinen und befahl seinen Untertanen sich genau nach diesen zu halten. Die Herzogin Augusta vermied den Hofgottesdienst und man sah sie oftmals zu Fuß mit einem Regemantel bedeckt den langen Weg von Gottorp nach der Domkirche machen, um den lutherischen Sledanus zu hören. Letzterer war nicht durch die freundlichen Briefe von Cäsar umzustimmen. Johann Adolf hat nirgends gewalttätig seine Konfession dem Lande aufzwingen wollen. Er versprach den Domherrn zu Lübeck als Bischof von Lübeck seinen Schutz gegen alle Verfolgungen ihres Glaubens; die Wiedertäufer erfahren Duldung; sie dürften ihre bürgerliche Hantierung nach aller Völker Recht in der Stille treiben, aber keine gottesdienstlichen Versammlungen halten. Die Gebeine des Vecelin weigerte er sich aber den Katholiken auszuliefern, damit sie nicht abgöttischer Verehrung

dienten. Noch 1737 hat Christiani in einer Dissertation zu Kiel des Fürsten lenitas und indulgentia gepriesen, Johann Adolf teilte mit Moritz von Hessen das geistige und literarische Interesse. Cypräus sagt von ihm: Erat Princeps literatissimus atque in omnibus linguis ac scientiis versatissimus. Er legte den Grund zu einer Bibliothek, die nachher zu großer Bedeutung kam. Eine Sammlung von Manuskripten römischer und griechischer Autoren war ihr Ruhm. Berühmte Gelehrte wie Cypräus und Heinrich von Lindenbruch waren unter dem Herzog Bibliothekare. Johann von Wovern hinterließ seine eigenen Bücher der Bibliothek. Philipp Cäsar beleuchtete in einem Werke die Anfänge der Hamburgischen Kirche. In gleicher Weise bemühte sich der Herzog für die materielle Hebung seines Landes: Husum erhält volle städtische Rechte; zu Tönningen wird ein Hafen angelegt; bedeutende Eindeichungen wehren den Fluten. Johann Adolf war ein kräftiger vortrefflicher Fürst, Sorge für strenge Gerechtigkeit und Ordnung weilte bei ihm. Er war von Natur friedliebend, aber auf sein fürstliches Ansehen hielt er und den Ständen zeigte er sich nur nach weisem Ermessen fügsam. Mit König Christian IV. hatte er ein gutes Einverständnis. Die Schwester desselben, Auguste, führte er im August 1598 heim. Er starb schon am 31. März 1616 erst 41 Jahre alt. Nach seinem Tode trat das reformierte Bekenntnis wieder ganz zurück. Wenige Stunden nach dem Ableben des Herzogs sah man einen Zwerg, das Cläschen genannt, der als Hofnarr in Diensten stand, mit einem Lichte in der Hand, im ganzen Schlosse umherlaufen, wobei er rief: Ick söck Kalvnisten, Kalvinisten! Bether heben se sick im Düstern ophallen, nu wille wie se mal recht lehren. Seine Frau mit einem Besen in der Hand hinterher laufend, rief: Ick will se heruffegen, se schölln, daran denken.

Quellen:

Schleswig-Holstein, Kirchengesch. von Jensen und Michelsen. III. Bd. Kiel 1877.

Schleswig-Holsteins Geschichte u. Waitz. II. Bd. Göttingen 1852.

Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer. Bd. VIII Kiel 1866. S. 158 ff.

Die Hanau-Münzenberger

1. Philipp Ludwig II., Graf zu Hanau-Münzenberg

1596–1616

Philipp Ludwig II., dessen noch heute im Hanauer Volke liebevoll gedacht wird, der aber auch auswärts bekannt zu werden verdient, ist als der älteste Sohn des Grafen Philipp Ludwig I. und dessen Gemahlin Magdalena, einer gebornen Gräfin von Waldeck, am 18. November 1576 geboren. Da er beim Tode seines Vaters noch nicht vier Jahre alt war, so erhielt er eine Vormundschaft in den Grafen Johann dem Älteren von Nassau-Dillenburg, Ludwig zu Sayn-Wittgenstein und Philipp IV. zu Hanau-Lichtenberg. Im Jahre 1581 vermählte sich die Gräfin-Witwe Magdalena mit Johann dem Mittleren von Nassau-Dillenburg. Ihre beiden Söhne Philipp Ludwig und Albrecht kamen nun an den streng reformierten Dillenburger Hof, wo sie nach den dort herrschenden Grundsätzen erzogen wurden. Ihr Mitvormund, der genannte Graf von Lichtenberg protestierte heftig in seinem lutherischen Eifer gegen solche Erziehung und suchte, da solches vergeblich war, in aller nur möglichen Weise die kirchlichen Reformen, welche seine reformierten Mitvormünder in der hanauischen Grafschaft Münzenberg einzuführen suchten, zu hintertreiben, wie er auch in der Folge das Reformationswerk des Grafen Philipp Ludwig zu vereiteln bestrebt war. Dieser selbst besuchte mit seinem Bruder die hohe Schule zu Herborn und Heidelberg. Mit Vorliebe studierte er nach Anleitung der ausgezeichneten Lehrer dieser Anstalten außer anderen Fächern die Theologie. Hierauf bildeten sich beide Brüder auf Reisen weiter aus. Bei seiner Rückkehr nach Hanau widmete ihm der Herborner Professor Zepper 1595 sein berühmtes Werk: *De Politia ecclesiastica* und forderte ihn auf, jetzt dem Herrn ein Bethel zu bauen und die Pforten des Himmels in seinen Landen und Kirchen zu öffnen. Zwar seien diese längst vom Joch des Papsttums befreit, allein noch seien allerlei unreine Zeremonien aus demselben sowie auch die Ubiquitätslehre vorhanden. Diese möge er aus den Kirchen schaffen, wobei, ihm sein Buch Wegweiser sein möge. Getreulich befolgte der junge Graf diesen Wink und suchte mit Hilfe seines ehemaligen Herborner Lehrers, Jost Naum, zuletzt Inspektor in Siegen, sobald er im Jahre 1596 die Regierung angetreten hatte, die reformierte Konfession in seiner Grafschaft durchzuführen. Obschon die Reformation derselben einst im oberländischen oder schweizerischen Sinne geschehen, so ward doch zu Anfang der fünfziger Jahre in die durch den Hamburger Westphal in dem benachbarten Frankfurt bewirkte Reaktion zum schroffen Luthertume auch die Untergrafschaft Hanau-Münzenberg hineingezogen worden. Von nun an wurde von auswärts einem anderen Geiste als dem bisherigen, besonders unter der Ägide des verwandten Grafenhauses Hanau-Lichtenberg, die Herrschaft eingeräumt. Mit mancherlei Schwierigkeiten und Vorurteilen gegen die Reformierten, welche von dem verabschiedeten lutherischen Kanzleidirektor Emmel vorzüglich ins Werk gesetzt wurden, hatte anfangs der edle Graf zu kämpfen. Denn nicht mit Zwang, sondern durch freundliche Besprechung und Belehrung suchte er die widerspenstigen Elemente besonders unter den Predigern eines Besseren auf Zusammenkünften zu überzeugen, und nur im äußersten Falle entließ er den und jenen seines Dienstes und setzte Ausländer, besonders Nassauer, in dieselbe ein. Aber nicht nur führte Philipp Ludwig die reformierte Kirche durchgängig in seinem Lande ein, sondern seine sechzehnjährige Regierungszeit ist auch bezüglich seiner sonstigen Verordnungen und Schöpfungen als eine der glänzendsten Epochen der hanauischen Geschichte bezeichnet worden. Im Sommer 1597 nahm er die aus Frankfurt vertriebenen niederländischen und französischen Christen auf, welche Neu-Hanau gründeten und durch ihre Industrie der Grafschaft eine Quelle des Wohlstandes eröffneten. Außer einer Druckerei, welche der Graf anlegen ließ, stiftete er zur geistigen Ausbildung seiner Untertanen im Jahre 1607 ein Gymnasium in Hanau.

Einen Schatten in das sonst so lichtvolle Leben Philipp Ludwigs warf die Streitsüchtigkeit seines Bruders Albrecht gegen ihn. Dieser prozessierte lange mit ihm, indem er Ansprüche auf die Grafschaft machte. Unter Vorbehalt der Landeshoheit trat ihm denn endlich 1604 Philipp Ludwig die Ämter Schwarzenfels, Naumburg, Ortenberg und den hanauischen Anteil an Assenheim ab.

Im ganzen deutschen Reiche hatte sich der junge Graf von Hanau-Münzenberg die allgemeine Achtung erworben. Am Anfange des Jahres 1612 wurde er von dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz nach London geschickt, damit er um die Hand der Prinzessin Elisabeth, der Tochter des Königs Jakob I. für diesen werbe. Auf der Rückreise, die er durch Frankreich nahm, ersuchte ihn der König Ludwig XIII., dem neu erwählten deutschen Kaiser Matthias in seinem Namen seine Glückwünsche darzubringen. Um dieses Auftrages sich zu entledigen, nahm er seinen Weg über Nürnberg nach Hause. Krank kam er in Hanau an und traf sogleich Anordnungen für den Fall seines Todes. Seine Gemahlin Katharina Belgica, die Tochter Wilhelms von Oranien, sollte nach ihm die vormundschaftliche Regierung führen. Am 29. Juli zwang er sich noch einmal, ins Feld zu gehen, und am folgenden Tage in die gewöhnliche Wochenpredigt. Sobald er aber aus dieser nach Hause kam, mußte er sich legen, um nie wieder aufzustehen. Seine letzten Lebenslage waren höchst erbaulich für die Umstehenden. Sein Sterbebette war die Triumphstätte eines wahren durch Christi Blut und Geist geheiligten Gläubigen, mit dem Schwanengesang des Apostels auf den erblassenden Lippen: Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns (Röm. 8,34 ff.). Denn nach hohen und höchsten Anfechtungen tröstete ihn der Herr mit seinem Worte. „Wollte Gott, schrieb er seinem ältesten Sohne Philipp Moritz in seine Bibel, ich könnte dir schreiben, was ich in diesen Tagen erfahren, wie groß der Reichtum seiner Barmherzigkeit, Güte und Treue ist! Ich habe den Vorgeschmack der ewigen Herrlichkeit!“ An seinem Todestage, am 9. August, welches ein Sonntag war, sprach er zu dem Pfarrer Johannes Appelius von Altenhaßlau, welcher ihn auf seinen ausdrücklichen Wunsch täglich in seiner Krankheit besuchen mußte und welcher auch sein Ende ausführlich beschrieben hat, – als man in der Altstadt zur Predigt läutete und er solches hörte: „Die Glock hat mir mein Lebtage noch nie geläutet wie jetztund.“ Hierauf stimmte er mit fröhlicher Stimme den Gesang an: Allein Gott in der Höh' sei Ehr, und dann aus dem 118. Psalme: Dies ist der Tag so freudenreich. Auch den 116. Psalm, welchen er zu singen begehrte, sang er mit und entschlief dann unter den Gebeten und den Trostsprüchen der Umstehenden zwischen 8 und 9 Uhr vormittags sanft und selig. Am 23. September erfolgte die feierliche Beisetzung in der neuerbauten Totengruft der reformierten oder Marienkirche. Die Gedächtnisrede wurde im ganzen Lande über Offenbarung 14,12.13 gehalten. Eine tiefe Trauer ging durchs ganze Land über den Verlust „dieses gelehrten, frommen, unermüdlich tätigen Grafen“, wie ihn Gymnasiallehrer Dr. Suchier in Hanau 1879 sehr treffend bezeichnet hat.

Von seiner Gemahlin hatte er sechs Söhne und vier Töchter, von denen eine bald nach der Geburt gestorben ist. Die älteste Charlotte Luise starb unvermählt. Amalie Elisabeth wurde die Gemahlin Wilhelms V. von Hessen, jene herrliche Landgräfin, welcher Hessen in schwerer Zeit seine Erhaltung verdankt. Die jüngste dagegen, Katharina Juliane, lebte in erster Ehe mit einem Grafen von Solms, welcher unglücklicher Weise ums Leben kam, und in zweiter mit einem Grafen von Wied, der sie verstieß. Von den Söhnen starben alle in der Jugend und vor dem dreißigsten Lebensjahre, Heinrich Ludwig 1632 bei der Belagerung von Maastricht; Jakob Johann 1636 bei der Belagerung von Elsaß-Zabern; Wilhelm Reinhard 1630 in Aachen unter dem Zuspruch des berühmten Theologen Andreas Rivetus mit der Glaubensgewißheit Hiobs: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.

Quellen:

Arnd, Geschichte der Provinz Hanau. Hanau 1858.

- Bernhards Manuskript über Hanauische Kirchengeschichte.
 Brammerell, Geschichte der Kirchenreformation in Hanau-Münzenberg. Hanau 1781.
 Archival. Nachrichten aus den Staats-Archiven zu Marburg und Wiesbaden und dem fürstlich-Ysenburg. Gesamt-Archive zu Büdingen.
 Allgemeine deutsche Biographie, Art. Lotichins Pet. Abt.
 Evang.-reform. Kirchenzeitung (Erlanger) 1870: Jod. Naum und 1876: Wilhelm Zepper.
 Cuno, Geschichte der Stadt Siegen. Dillenburg 1872.
 Moser, Patriot. Archiv für Deutschland IV. Frankf. 1786.
 Reitz, Historie der Wiedergeborenen. 5. Ausg. Dritter Teil. Berleburg 1724 u. a.
 J. Appellius, Wahrhaftiger Bericht von dem recht christseligen Abschied des Hr. Phil. Lubw. etc. Hanau 1612.
 G. Fabricius, christl. Lehr- und Trostpredigt, Hanau 1613.

2. Katharina-Belgica

Katharina Belgica, die Gemahlin des Grafen Philipp Ludwig II., ward als die dritte Tochter Wilhelms des Schweigsamen, Prinzen von Oranien aus seiner Ehe mit der Prinzessin Charlotte von Bourbon im August 1578 geboren. Ihre Vermählung fand am 23. Oktober 1596 statt. Lautere Gottesfurcht und eine seltene Festigkeit des Charakters zeichneten sie aufs vorteilhafteste aus. Ihre sechzehnjährige Ehe war eine höchst glückliche. In vielen wichtigen Angelegenheiten stand sie mit ihrer Klugheit ihrem Gemahle beratend zur Seite. In den gefährlichen Zeiten des großen deutschen Krieges wußte sie entschlossen und weise das Staatsruder zu führen. Ihren Kindern ließ sie eine ausgezeichnete Erziehung von früher Jugend auf zuteil werden. In gleicher Weise wendete sie ihre Sorgfalt dem Emporblühen von Fabriken und Manufakturen zu, welche die beiden hauptsächlich durch ihre Betreibung in Hanau aufgenommenen beiden Fremdegemeinen daselbst angelegt hatten. Dem Handwerksstande gab sie durch die Errichtung von Zunftartikeln eine Ordnung und eine solide Grundlage, wie sie damals selten besser anzutreffen waren. In all ihrem Tun hatte sie aber die Ehre Gottes im Auge. In ihrem ganzen Auftreten und Benehmen zeigte sie sich als die Tochter ihres großen Vaters. Manche bedeutende Opfer brachte sie auch für das Hanauer Land und die Kirche Gottes aus ihrem Privatvermögen. Reiche Schenkungen hat sie vermacht, besonders an die reformierte Marienkirche zu Hanau, unter anderm ein Taufgeräthe, welches heute noch im Gebrauche ist. Ihre Regierung dauerte bis zum Jahre 1627, wo sie dieselbe ihrem ältesten Sohne Philipp Moritz abtrat. Im Jahre 1623 erhob sie das Hanauer Gymnasium zur Akademie, an welche sie vier berühmte Gelehrte berief: Philipp Pareus, den Sohn des bekannten Heidelberger Professors David Pareus; Paul Tossanus, den pfälzischen Abgeordneten auf der Dordrechter Synode; den Hanauer Theologen Johann Daniel Wild und den Mediziner Johann Peter Lotichius. Bis zum Jahre 1634 blieb sie in ihrem Witwensitze in Windecken bei Hanau. Die Schrecken des Krieges veranlaßten sie hierauf, mit der ganzen gräflichen Familie zu ihrem Stiefbruder, dem Prinzen Friedrich Heinrich, nach den Niederlanden zu ziehen. Vor ihrem seligen Ende sah sie noch das Aussterben des ganzen Mannestammes des Hauses Hanau-Münzenberg. Voll Verlangen nach den ewigen Wohnungen gab sie im Jahre 1649 im Haag ihren Geist auf. Die bedeutendsten reformierten Theologen ihrer Zeit, welche ihr im Leben zum Teil ihre Werke dediziert hatten, betrauernten sie in Epicedien.

Quellen:

- A. Calaminus, Nachrichten über die Gründung der evang. Marien- und Johanneskirche zu Hanau. Hanau 1858.
 Arnd, Zeitschrift für die Provinz Hanau. Hanau 1839.
 Weinrich, Die Aufhebung der Blokade der Stadt Hanau 1636. Hanau 1836.

Hanauer Magazin, Bd. IV.

Piderits Festschrift des kurfürstl. Gymnasiums zu Hanau, 1865.

3. Philipp Moritz

Philipp Moritz, der älteste Sohn des Grafen Philipp Ludwig II. und der Katharina Belgica, erblickte das Licht der Welt am 25. August 1605. Seiner nahm sich als des künftigen Landesherrn die treue Mutter vorzüglich an und ließ ihm eine in jeder Art ausgezeichnete Erziehung zuteil werden. Schon in seinem achten Jahre schickte sie ihn unter Aufsicht des Rates Masan auf die von dem reformierten Abt Petrus Lotichius gestiftete gelehrte Klosterschule zu Schlüchtern und dann 1616 mit seinem Hofmeister Sittich von Berlepsch nach Basel, später nach Genf und Sedan, um, nach ihren eigenen Worten, sich im Studieren und in anderen Tugenden zu üben. Im Jahre 1626 kam der junge Graf in die Heimat zurück, auf welcher damals der bleierne Druck des Krieges lag. Bevor er die Regierung des Landes nun übernahm, vermählte er sich mit Sibylla Christina, Prinzessin von Anhalt-Dessau. Als man im Jahre 1629 eine kaiserliche Besatzung in seine befestigte Hauptstadt legen wollte, trat er in Unterhandlungen mit den kaiserlichen Feldherrn und endlich in österreichische Dienste, um die Verteidigung seiner Residenzstadt selbst übernehmen zu können. Da die Schweden im Herbst 1631 in die Nähe kamen, eroberten sie Hanau, in welches der König dann selbst einzog. Gustav Adolf gab dem Grafen nicht nur dasjenige zurück, was er bis dahin verloren hatte, sondern gab ihm auch das Amt Orb und den mainzischen Anteil an Rieneck, Partenstein, Lohrhaupten, dem Biebergrunde und dem Freigerichte Alzenau. Als sich durch die Schlacht bei Nördlingen die Geschieke änderten, gingen diese Geschenke alle verloren. Der Graf floh mit seiner Familie. Zuerst ging er nach Metz, dann nach Holland. Der schwedische Generalmajor Ramsay, welcher Hanau besetzt hielt, konnte nur mit größter Not die Belagerung des kaiserlichen Generals Lamboi vom Monat September 1635 bis zum 13. Juni des folgenden Jahres aushalten, wo dann der Landgraf Wilhelm V. von Hessen, des Grafen Philipp Moritz Schwager, mit seinen Truppen vor Hanau erschien und die Kaiserlichen verjagte. Indessen konnte Philipp Moritz, weil er dem Kaiser Treue geschworen, nicht in seine von dessen Feinden besetzte Stadt einziehen. Erst nach kaiserlicher Genehmigung zur Abschließung eines Vertrags mit Ramsay, wonach der Graf wieder in den Besitz seines Landes eingesetzt wurde, zog der Graf unter dem freudigsten Jubel seiner Untertanen am 25. November 1637 in die Tore seiner Hauptstadt ein. Ramsay aber nahm den Grafen mit seiner Familie gefangen, als dieser sich allerlei Anordnungen und Befehle ohne seine Zustimmung erlaubte und den Predigern die öffentliche Fürbitte für die Königin von Schweden untersagte. Aus dieser Haft rettete ihn sein ehemaliger Stadtkommandant, der edle Major Johann Winter aus der Grafschaft Ysenburg. Derselbe drang in Begleitung des Grafen Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg mit einigen Fähnlein in die Stadt ein und nahm Ramsay mit den Seinigen gefangen. Solches geschah am 2. Februar 1638. Graf Philipp Moritz fühlte sich schon sehr leidend, als er aus seiner Gefangenschaft befreit wurde. Bereits am 3. August desselben Jahres beschloß er sein durch die Stürme seiner Zeit so sehr bewegtes Leben. In passender Weise hielt ihm sein Hofprediger Konrad Henning die Leichenrede über 2. Tim. 4,7.8: Ich habe einen guten Kampf gekämpft etc. Denn was Calaminus richtig von allen Kindern der unvergeßlichen Katharina Belgica bemerkt hat, gilt besonders von Philipp Moritz: „Sie haben alle Glauben gehalten bis ans Ende, und zwar in Welthändeln wie in Kirchensachen. Namentlich haben sie ihre treffliche Mutter geehret.“

Quellen:

Arnd, Weinrich, Calaminus, Piderit.

Keller, Die Drangsale des Nassauischen Volkes etc. Gotha 1854.

Mitteilungen des Hanauer Bezirksvereines für hessische Geschichte und Landeskunde. Nr. 5. Hanau 1875.
 C. Henning, Leichenpredigt üb. den tödlichen Abgang Phil. Moritzen Grafen etc. Hanau 1641.
 Suchier, Die Grabmäler und Särge der in Hanau bestatteten gräfl. u. fürstl. Personen. Han. Gymnas.-Progr. für 1879.

4. Sibylla Christina

Die Gemahlin des Grafen Philipp Moritz, die vortreffliche Gräfin Sibylla Christina ist geboren den 10. Juni 1603 zu Dessau. Ihr Vater ist gewesen der edle Fürst Johann Georg I. von Anhalt-Dessau, ihre Mutter die Pfalzgräfin Dorothea. Ihre elfjährige Ehe mit Philipp Moritz, Grafen von Hanau-Münzenberg, war gesegnet mit fünf Kindern, von denen vier in ihrem ersten Lebensjahre starben. Nur ein Sohn, Philipp Ludwig III., geboren zu Hanau den 26. November 1632, der Liebling seiner Großmutter Katharina Belgica, welche ihn im Haag erzog, verblieb der Gräfin Sibylla Christina nach dem Tode ihres Gemahles. Leider starb derselbe ebenfalls bereits den 12. November 1641 im Haag und wurde in Hanau beigesetzt. Nach der testamentarischen Verordnung des Grafen Philipp Moritz übernahm sie die Regierung nach dessen Tode, welche sie mit großer Weisheit führte. Mit dem nachgenannten Grafen Johann Ernst von Schwarzenfels unterhielt sie solche gute Beziehungen, die nur zur Wohlfahrt des Landes reichen konnten. Als sie nach dem Tode ihres Sohnes diesem die Regierung als dem einzigen münzenbergischen männlichen Erben abtreten mußte, zog sie sich auf ihren Witwensitz in das Schloß zu Steinau an der Straße zurück. Hier lebte sie mit Werken christlicher Wohltätigkeit beschäftigt, wozu in jener unruhigen Zeit sich überreiche Gelegenheit bot, und im Umgange mit dem heiligen Gottesworte, über welches sie sich oft mit dem dasigen Pfarrer Johann Georg Busius unterhielt. Zweimal, zu Anfang und gegen das Ende ihres hiesigen Aufenthaltes, sah sie sich in Jammer versetzt. Nach dem Tode des Grafen Johann Ernst ließ nämlich Fulda das Amt Steinau nebst dem Schlosse mit gewaffneter Hand einnehmen und hielt solches ein Jahr und dreißig Wochen besetzt. Sodann überfielen den 1. Juli 1646 die Kaiserlichen die Stadt Steinau samt dem Schloß und plünderten dieselben sechs Tage lang. „Ermelte Plünderung ist, wie es im Steinauer Presbyterial-Protokollbuche heißt, fast unüberwindlich gewesen, sintemal es allzu hart hergegangen, da wir umb alle unsere mobilia, groß und klein Vieh, gar wenig ausgenommen, kommen.“

Am 13. Mai 1647 trat Sibylla Christina in die Ehe mit dem Grafen Friedrich Casimir von Lichtenberg, welcher kurz vorher die Regentschaft über die Grafschaft Hanau-Münzenberg erhalten hatte. Diese Verbindung, welche ohne Nachkommen blieb, brachte der frommen Frau viele Kümmernisse. Obwohl sie allezeit in Liebe ihrem Gemahle zugetan war, konnte sie denselben doch nicht vor so manchen Verirrungen und Torheiten, welche das Land fast zugrunde richteten, bewahren. Als Lutheraner suchte derselbe die Untertanen in ihrem reformierten Bekenntnisse, dem sie alle angehörten, zu beeinträchtigen und durch herbeigezogene Lutheraner an mehreren Orten lutherische Pfarreien zu gründen. In der schwersten Zeit war die Gräfin für ihre Glaubensgenossen nächst Gott der einzige Stern. Ihre Wünsche und Beschwerden gingen allein stets an sie als ihre liebe Landesmutter. In späteren Jahren schenkte Gott dieser Kreuzträgerin, als welche sie fast ihr ganzes Leben zugebracht, doch die Freude, durch ihren Einfluß ihren Gemahl aus der Gefahr des Abfalles zum Papsttum sowie aus anderen schlimmen Netzen errettet zu sehen, so daß sie doch in ungestörtem Frieden ihrem Heimgange entgegensehen konnte. Derselbe erfolgte den 21. Februar 1688. Zum Text ihrer Leichenrede hatte sie sich ausgesucht Ps. 119,92: Wo dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, so wäre ich vergangen in meinem Elende. – Welch eine Trauer ihr Abscheiden im Volke verursachte, davon gibt ein beredtes Zeugnis eine Aufzeichnung aus jenen Tagen, ihre Beisetzung betreffend. Diese lautet am Schlusse: „Ist also die reformierte Herrschaft ganz ausgestorben, *keinen reformier-*

ten Herrn haben wir mehr; aber noch einen reformierten Gott, ich meine, der auf unserer Seite sein wird, der wird uns nicht verlassen, wenn wir nur frömmere wären und fest auf ihn vertrauten und darnach fein zusammenhielten, dann können uns Welt und Teufel nichts schaden.“

In den letzten Jahren ihres Lebens hatte ihr Hofprediger, Inspektor Johannes Hacke, weil sie wegen Schwachheit nicht mehr in die Kirche kommen konnte, im Schlosse vor ihr zu predigen. In der Vorrede dieser nachher gedruckten Reden bezeugt derselbe von der Gräfin: „sie sei nicht allein ein Spiegel der Demut, der Geduld und Sanftmut stets gewesen, sondern an ihr habe auch immer hervorgeleuchtet die Frömmigkeit der Elisabeth, die Andacht Mariä etc.“

Quellen:

Hanausches Magazin, Arnd, Suchier, Weinrich, Calaminus.

Hacke, Leichenpredigt.

5. Johann Ernst

Johann Ernst, Sohn des Grafen Albrecht zu Schwarzenfels, des jüngeren Bruders von Philipp Ludwig II. und der Gräfin Ehrengard, einer Tochter des Grafen Wolfgang Ernst von Ysenburg, ist geboren den 12. Juni 1613 zu Schwarzenfels. Schlüchtern und Basel sind die Stätten seiner wissenschaftlichen Bildung geworden. Hierauf begab er sich nach Frankreich, von wo er zurückkehrte im Jahre 1633. Die schrecklichen Verheerungen des Krieges zwangen aber seine Eltern, das Land zu verlassen. Zuerst wendeten sie sich nach Worms, hierauf nach Straßburg, wo Graf Albrecht 1635 starb. Johann Ernst zog nun mit seiner Mutter, welche 1637 heimging, nach Frankfurt.

Mit dem Grafen Philipp Moritz von Hanau schloß Johann Ernst eine innige Freundschaft. Alle Mißverhältnisse, welche einst seinen Vater von Philipp Ludwig II. trennten, waren zwischen beiden vollkommen beseitigt. Mit großer Hoffnung blickte daher das ganze Land zu Johann Ernst auf, als er nach dem frühen Tode Philipp Ludwig III., des Sohnes von Philipp Moritz, am 21. November 1641 die Regierung der ganzen Grafschaft Hanau-Münzenberg antrat. Er verlobte sich bald darauf mit der Prinzessin Susanna Margaretha von Anhalt-Dessau, der Schwester der verwitweten Gräfin Sibylla Christina, der nachherigen Gemahlin des Grafen Johann Philipp zu Hanau in Babenhausen. Leider starb er noch vor seiner Vermählung, als er sich kaum den Untertanen als ihren Landesherrn gezeigt hatte, am 12. Januar 1642. Sein Leichnam wurde am 18. Februar in der Marienkirche zu Hanau beigesetzt. Mit ihm sank dahin der letzte männliche Sprosse der Hanau-Münzenbergischen Linie. Die Grafschaft kam nun an Hanau-Lichtenberg und nach dessen Aussterben 1736 an Hessen-Kassel.

Rührend ist es zu lesen, wie Graf Johann Ernst in dem schlimmsten Kriegsjahre 1635, wo die wetterauischen Grafschaften von den wilden Kriegsknechten fast dem Erdboden gleich gemacht wurden, aus Straßburg für sich und seine ins Elend vertriebene Familie einen flehentlichen Brief an die Schweizer Kirchen richtete, um eine Geldunterstützung zu erhalten. Ebenso wendeten sich damals die Prediger des hanauschen und ysenburgischen Landes nach Bern, Basel und Holland.

Quellen:

Weinrich, Arnd, Piderit, Hanausches Magazin.

Suchier, Die Grabmäler.

Tholuck, Akadem. Leben II. S. 313.